

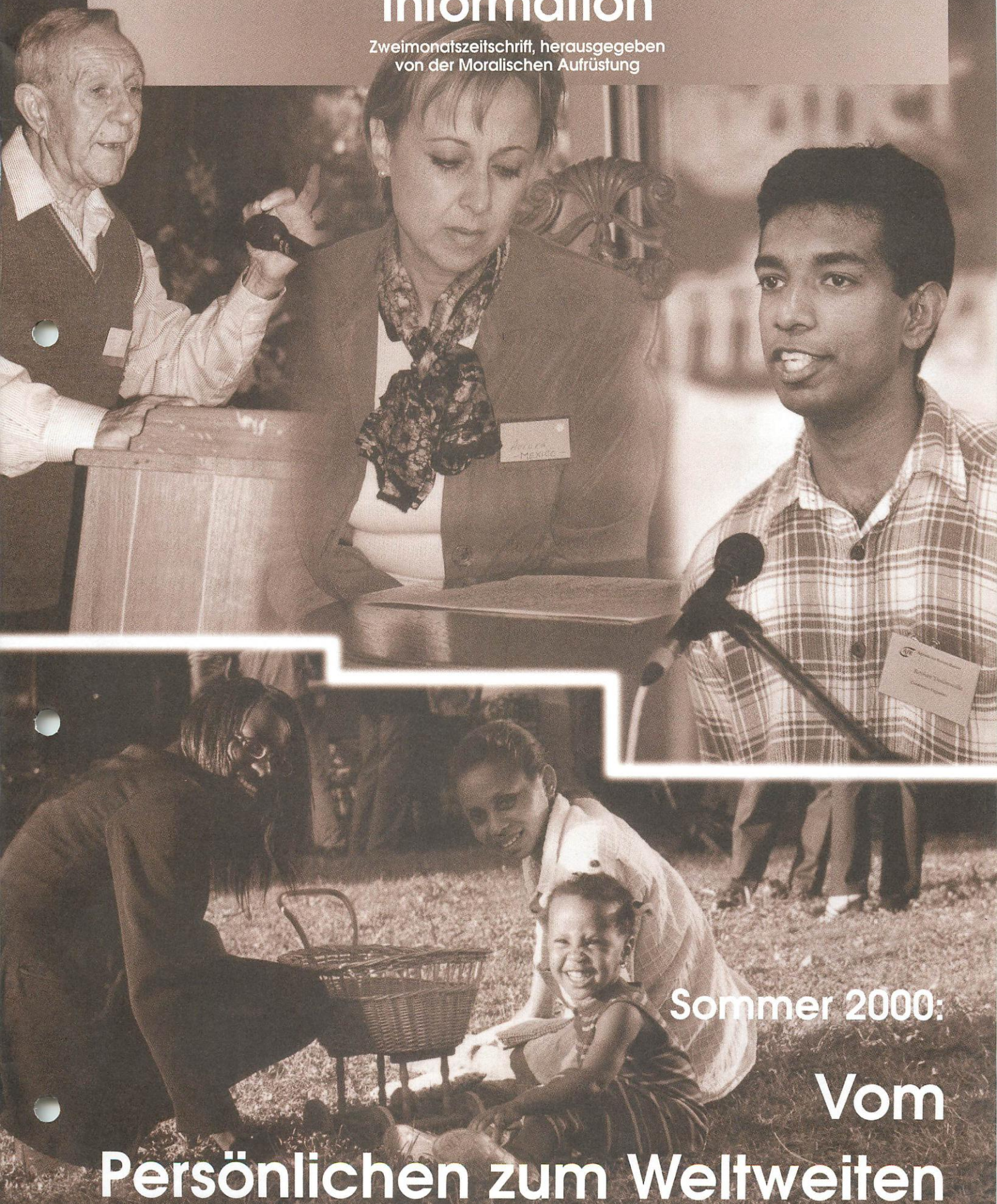
52. Jahrgang

CAUX Information

8-10/00

August-Oktober

Zweimonatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung



Sommer 2000:

Vom
Persönlichen zum Weltweiten

In dieser Ausgabe

Eine neue Art Globalisierung Die multikulturelle Gesellschaft ist überall – wie gestalten wir sie?	3 4-5
ZIELE UND WERTE FÜR DAS NEUE JAHRHUNDERT:	
Eine Lerngemeinschaft / Vom Wert des Horchens Moderne Technologien: Fluch oder Segen? ein Podiumsgespräch	6 7-8
KUNST UND GESELLSCHAFT:	
Die Kunst – ein Katalysator für Veränderung Wirtschaft und Kunst im Gespräch	9 9-10
ZUM NACHDENKEN:	
«Das Gute, das Wahre, das Schöne»: Glaube und Kunst aus der Sicht des anglikanischen Bischofs Michael Marshall	11-12
FOTOSEITEN	13+18
MENSCH UND WIRTSCHAFT:	
Eine Wirtschaft mit menschlichem Gesicht: Nachhaltige Partnerschaften Geld, Globalisierung, Gleichberechtigung aus indischer Perspektive Städte: Drehscheibe für Wirtschaft und Gesellschaft Informatik: globale Entwicklung und persönliche Verantwortung	14 15 16 17
AGENDA FÜR VERSÖHNUNG:	
Mut zu Toleranz und Gerechtigkeit Kongo-Ruanda-Burundi Die Kraft der Vergebung, gesehen von Vertretern dreier Religionen Eine Stimme aus dem Pazifik	19 20 21 22
FÜR DIE AGENDA:	
Caux: Neujahrskonferenz und Vorschau auf den Sommer 2001	22
IN KÜRZE:	
Aus den Medien	23
FINANZEN:	
Möchten Sie mitmachen?	23
ZUR DOKUMENTATION:	
Kostenloses Herbstanbot Weiterer Lesestoff	24 24

Eine neue Art

In seiner Eröffnungsrede zu den Sommerkonferenzen in Caux brachte Cornelio Sommaruga, Präsident der schweizerischen MRA-Stiftung, einige harte Tatsachen zur Sprache – Realitäten, mit denen er als früherer Präsident des IKRK täglich konfrontiert worden sei:

- Jeden Tag sterben 30 000 Kinder an heilbaren Krankheiten.
- Während der letzten 10 Jahre starben fünf Millionen Menschen in Kriegen; sechs Millionen wurden verwundet.
- 100 Millionen Menschen leben und arbeiten praktisch auf der Strasse – die Beispiele könnten beliebig weiter geführt werden.

Sommaruga betonte, infolge der aussergewöhnlichen Entwicklungen in der Informationstechnologie und der Weltwirtschaft der letzten Jahre sei eine neue Art von Globalisierung gefordert. «Unser Ziel sollte eine Globalisierung sein, über die nur selten gesprochen wird: diejenige der Verantwortung»; diese müsse unter anderem ein gesellschaftliches Bewusstsein, ein unabhängiges Justizwesen und den Kampf gegen jede Form von Korruption umfassen. «Es gehört ebenfalls zu unserer Aufgabe, die Wunden der Geschichte zu heilen, für Versöhnung zu arbeiten und ethische Werte durch Dialog und persönliche Besinnung zu fördern.»

Von verschiedenster Seite wurden in den sechs Konferenzwochen diese und ähnliche Anliegen vorgebracht und aufgezeigt, wie diese Art von Verantwortung Gestalt annehmen könne.

Mit sichtlichem Schmerz sprach der amerikanische Grossfirmenberater George Sherman über das Leid und die Umweltbelas-

Impressum

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli,
Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14
E-mail: admin@caux.ch

Bestellungen für Deutschland

MRA Bücherdienst, Eggemann,
Obere Goethestrasse 102,
D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland:
DM 42.–, übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8,
CAUX-Information, 6002 Luzern
Deutschland:
2032-751 Postbank Karlsruhe, BLZ
660 100 75, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Verlag · Print ·
PubliShop®, 6010 Kriens

Fotos

Azzopardi, Schmitt-Gehrke, Spreng

Die CAUX-Information

berichtet über Initiativen, die

- ♦ Wunden der Geschichte heilen
- ♦ die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken
- ♦ den Einzelnen und die Familie fördern
- ♦ ethisches Engagement in Beruf und Unternehmen unterstützen
- ♦ Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben
- ♦ Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen schaffen

Globalisierung ist gefragt

tion, die aus der globalisierten Konkurrenz entstünden. Im Jahre 1998 habe in den USA ein Firmenchef durchschnittlich das 85fache Gehalt eines Fabrikarbeiters bezogen. Ein Spitzensportler verdiene mit der Reklame für einen Sportschuh mehr als alle Angestellten in der koreanischen Produktionsstätte. Mit Bezug auf die Macht der Lobbies in Amerika zitierte er aus der Rede des Generalsekretärs des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften, Bill Jordan, in Caux 1997: «In der Welt mangelt es nicht an Chefs, aber was fehlt und was wir dringend benötigen, sind Führungskräfte, deren jede Entscheidung von moralischen Werten geprägt ist – Chefs, deren persönliche Moral ihnen die Stärke gibt, dem Eigeninteresse, das den Globalisierungsprozess zu bestimmen scheint, eine Absage zu erteilen.»

Nicht nur Nachteile

Aus indischer Sicht sei nicht alles an der Globalisierung falsch, meinte Rajmohan Gandhi, Autor und Historiker. Er begrüßte zum Beispiel den Erfolg der indischen Computer- und Softwarefirmen. Einige der neuen Millionäre unterstützten grosszügig die Erziehungs- und Reformprogramme. Während die Globalisierung mit verstärktem Nationalismus und leidenschaftlicher Unterstützung der lokalen Identitäten einhergehe, scheine sie ihm auch neue Einblicke zu vermitteln. «Die Globalisierung braucht mir nicht meine eigene Kultur wegzunehmen, vielmehr kann sie mich um neue Kulturen bereichern. So hat die Welt von meinem Herzen Besitz ergriffen und es globalisiert.»

Gleichzeitig berge «die anscheinend unaufhaltsame Globalisierung ein hohes Unruhepotential», meinte Gandhi. «Die Globalisierung trifft die Armen, Ungebildeten und Glücklosen besonders hart, indem sie die Ungleichheit eher verschärft.» Die Eliten in den Entwicklungsländern «treffen auf der ganzen Welt mit ihresgleichen zusammen, während unzählige Menschen von Hunger und Krankheiten bedroht sind, aber sehr wohl mitbekommen, welch ständig wachsenden Luxus diese Elite geniessen kann. Die Lage ist reif für Spannungen und Ressentiments und birgt ein hohes Gewaltpotential. Wir in der Dritten Welt sollten erkennen, dass die Entwicklung letztlich in unsern eigenen Händen liegt», fuhr Gandhi fort. «Wir sollten zugeben, dass eine schlechte und korrupte Politik die Haupt-



Morgendlicher Blick von Caux in Richtung Vevey-Lausanne.

ursache für fehlendes oder unzureichendes Wachstum bildet.» (s. auch S. 15)

Andere Perspektiven

Nach William Peters, Mitbegründer des Entschuldungsprogramms *Jubilee 2000*, müssen die reichen Staaten und die internationalen Finanzinstitutionen an dieser globalisierten Verantwortung teilhaben. Bei einem früheren G8-Treffen in Köln sei noch ein Schuldenerlass von 100 Mrd. der insgesamt 350 Mrd. \$ «nicht rückzahlbarer Schulden» bei Banken, Regierungen und internationalen Finanzinstituten wie dem Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank in Aussicht gestellt worden. Doch nur fünf von insgesamt 52 hoch verschuldeten armen Ländern (HIPC), in denen das jährliche Pro-Kopf-Einkommen unter 750 \$ liege, seien tatsächlich Schulden in Höhe von 13 Mrd. \$ erlassen worden, und selbst diesen Fortschritt hätten zusätzliche Zinsen bereits wieder aufgefressen.

Das Resultat des Gipfeltreffens sei «nichtig» ausgefallen. Stattdessen hätten die G8 Gelder zur Bekämpfung von Aids, Malaria und weiteren Krankheiten zur Verfügung gestellt, einschliesslich 2 Mio. \$ seitens der Vereinigten Staaten für selbst hergestellte Aids-Medikamente. Es stimme ihn jedoch zuversichtlich, dass an der Basis ein Bewusstseinsprozess in Gang gekommen sei. «Wir treten in ein neues Zeitalter ein, das vom Cyberspace bestimmt und unumkehrbar von der Basis nach oben organisiert wird und in dem sich neue Perspektiven entwickeln können. Meine

Zuversicht und Hoffnung ist, dass die Schöpfung nach Gottes Willen allen in angemessener Form zuteil wird.»

Sauerteig

John Carlisle, Professor an der Rhodes-Universität in Südafrika und Leiter einer internationalen Beratungsfirma in England, verspricht sich ebenfalls einiges vom Einfluss der Zivilgesellschaft, die «das globale und moralische Bewusstsein hebt». Da die Zivilgesellschaft zwischen Politik und Wirtschaft stehe, könnten ihre «kulturell schöpferischen» Kräfte beide Seiten herausfordern, indem sie Heidentum, Materialismus und Zynismus verwerfen, die mit der elitären Globalisierung einhergingen. Diese Kräfte «müssen wir finden, mit ihnen allen arbeiten und den Sauerteig für ihr Brot bringen: unbedingte Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit, Reinheit und vor allem unbedingte Liebe».

Er erinnerte an das Schicksal der 300 Millionen Umweltvertriebenen als Folge der globalen Erwärmung und fragte: «Warum lassen wir dies zu? Wir sollten uns an das erinnern, was Frank Buchman 1947 hier in Caux sagte: «Völker versagen, weil sie verzweifelt versuchen, moralische Apathie mit wirtschaftlichen Plänen zu bekämpfen.» (...) Vielleicht ist es aber so, dass sich hinter der Wirtschaftskrise nur der Materialismus und der moralische Zusammenbruch verbergen. Deshalb wissen wir nicht, wie wir die Krise überwinden können.»

Mike Brown

Was macht eine multiethnische

abs. Dutzende, Tausende, ja Millionen von Menschen leben nicht dort, wo ihre Vorfahren wohnten. Diese Suche nach einem besseren Leben wird entweder durch Kriege, Konflikte oder andere traumatische Begebenheiten ausgelöst – oder auch durch Abenteuerlust und den Drang nach Besitz und Herrschaft. Daher sind heute die Orte der Begegnung mit «andern» Leuten nicht mehr nur die historischen «Verwerfungslinien zwischen den Kulturen», wie Samuel Huntington sie nennt, sondern auch die meisten unserer Wohnorte. Viele suchen aufrichtig nach Neuem in diesem Bereich. Einige von denen, die in Caux während des Sommers untereinander und mit anderen ihre Erfahrungen austauschten, seien hier kurz geschildert:

Cricket White, Bildungsbeauftragte der Initiative *Hoffnung in den Städten* in den USA, stellte einleitend fest: «Die Antwort auf die Frage, was eine multiethnische Gesellschaft lebensfähig macht, lautet: Eigentlich weiss es niemand, denn nirgendwo in der Welt gibt es eine echte multiethnische Gesellschaft, in der tatsächlich ausgeglichene Machtverhältnisse mit gleichen Entscheidungsmöglichkeiten für alle bestehen.» Sie beschrieb ihren eigenen Werdegang: «Uns wurde beigebracht, dass Kolumbus unser Land entdeckt habe. Dabei wurde uns, wenn auch nicht so eindeutig wie im Falle Australiens, von einem «leeren Land» erzählt. Diese Haltung schuf das Klima für die Duldung des Versuchs, die Bewohner auszurotten. Die volle Verantwortung für die Entwicklung dessen, was dann die Vereinigten Staaten wurde, lag also bei den Einwanderern. Die ursprüngliche Definition des neuen Landes als «ein Land gleicher Chancen für alle» enthält eine Lüge. Die Tatsachen waren und sind noch immer sehr anders. Gleichheit gilt bloss für die Gleichen. Viele wurden ausgeschlossen und erniedrigt. Somit ist mein Land gespalten, ein Ort des Schmerzes der einen und des Leugnens der andern.»

Schöpferische Minderheiten

White skizzierte drei Schritte, die sie und die Mitwirkenden in der Städte-Initiative auf dem Weg zum multiethnischen Miteinander tun wollen. Als erstes gelte es die Gesetzgebung zu durchleuchten: Diese müsse deutlich und nachweisbar der Chancengleichheit dienen. An sich bringe dies aber keinen Gesinnungswandel. Daher gehe es als Zweites um die fortwährende Entwicklung echter Beziehungen unter Menschen verschiedener Herkunft. Das Dritte sei, mit diesen neu-

en Freunden in Gemeinschaft und Gesellschaft zu arbeiten und dort anzufangen, wo der Schuh am meisten drückt. (...)

«Tönt alles ganz gut, nicht wahr?» fragt sie. «Aber ich bin eine weisse Frau. Dank meiner Herkunft habe ich jedes Mal, bevor ich meinen Mund öffne, schon ein paar Pluspunkte. (...) Wie kann ich echte Beziehungen zu Angehörigen entmachteter Gruppen schaffen? Warum sollten sie mir trauen? (...) Für mich war es wichtig, mir die Vorrechte von uns Weissen bewusst zu machen. Ohne es zu wissen oder zu wollen, bekam ich bei der Geburt einen unsichtbaren Rucksack voller Schlüssel mit, manch einen geheimen Händedruck, die mir Zugang zur Welt der weissen Macht verschufen, ohne dass mir dies die meiste Zeit meines Lebens bewusst gewesen wäre. (...)

So oft sind wir – durch Vorrecht von der Vielfalt und der Weisheit des Lebens abgeschnitten – verängstigt. Wir befürchten, wir könnten etwas verlieren, und bleiben isoliert, weil wir ja noch immer die Lüge verstecken müssen und daher unfähig sind, die Tatsachen anzuerkennen; so geht ein grosser Teil unserer Menschlichkeit verloren. Die Initiative *Hoffnung in den Städten* hilft nun mit, Menschen zusammenzuführen, Mauern abzubauen und ehrliche Gespräche zu führen.»

Eine Million unterwegs

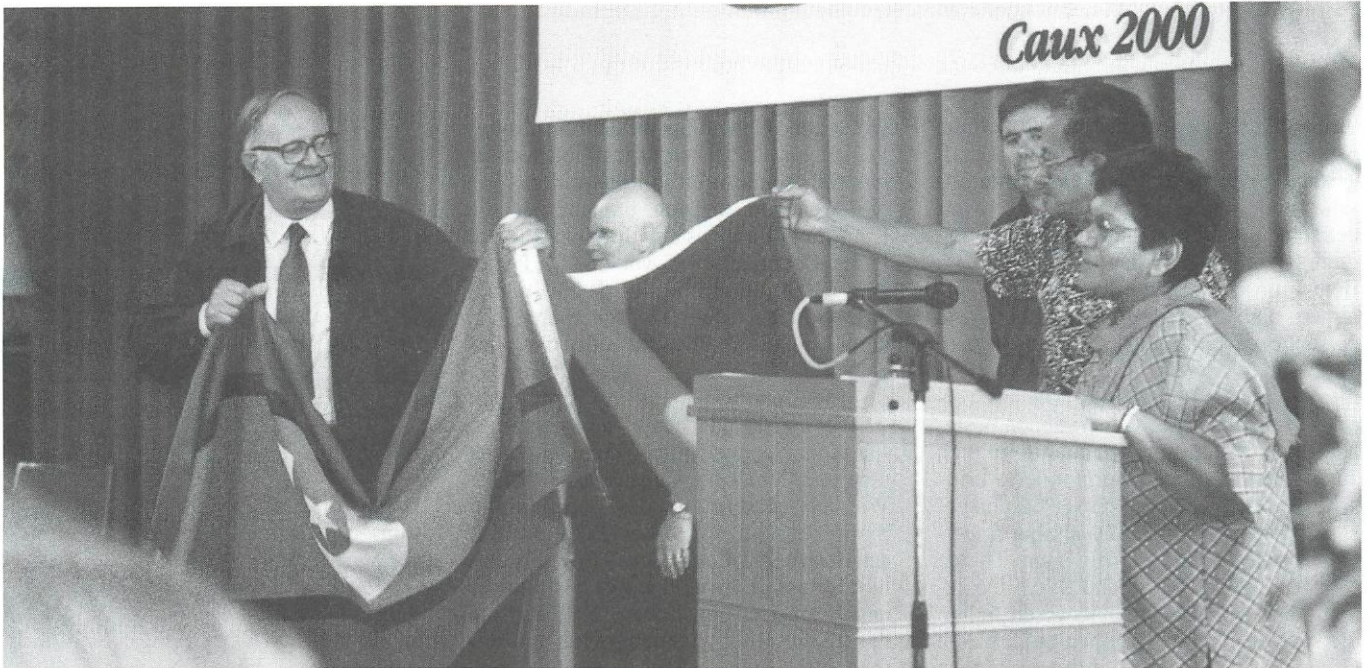
B. Herbert Martin ist Pastor der Volkskirche in Chicago und war Mitgestalter des *Million Man March* von 1995 in Washington. Laut ihm «liegt die Wurzel des Problems in Amerika nicht in der wirtschaftlich-sozialen Ordnung. Tiefer und umfassender ist das Bedürfnis nach moralischer und geistlicher Erneuerung». Als einen ersten Schritt hätten die afroamerikanischen Geistlichen aller Konfessionen zu einem Eine-Million-Familienmarsch in Washington im kommenden Oktober aufgerufen.

Martin empfahl *Hoffnung in den Städten* als «einen sicheren und geheiligten Boden schaffend», wo sich verschiedene Rassen begegnen können, «um die ehrliche und schwierige Arbeit auf dem Weg zu Vergebung und Versöhnung zu leisten». Inzwischen sei anerkannt, dass Ko-



Cricket White mit Dixie Worthington aus Portland (Oregon), einem Aktivisten von Oregon Uniting.

Gesellschaft lebensfähig?



Carol Kendall und ihre Schwester Jackie überbringen Fahnen der Ureinwohner Australiens.

alitionen und Partnerschaften aller Arten notwendig seien, «um ein neues Muster für die wirtschaftliche, soziale und politische Veränderung hervorzubringen». Martin zitierte einige Entwicklungen in Chicago, die für ihn Modellcharakter für die ganze Umgebung der Stadt erlangen.

Flüchtlinge

Erst beim siebten Versuch gelang es der Familie von Trinh Quynh Tram, aus Vietnam zu flüchten. Anschaulich beschrieb die junge Frau die Schrecken der Gefangennahme und der Haft, ihre erste Nacht in Australien, die sie weinend verbrachten, die gesundheitsschädigende Arbeit, die ihre Eltern verrichteten, um die Familie durchzubringen. Aus ihrer eigenen Berufserfahrung im Vietnamesischen Frauenverband Australiens und der staatlichen Kommission für multikulturelle Belange zitierte sie mehrere Herausforderungen, die sich den Flüchtlingen stellen: von der Einsamkeit und Depression von Frauen und älteren Menschen, die nicht Englisch sprechen, hin zur «enormen Verschwendung von intellektuellem Kapital», indem Umsiedler sich in ihrem Beruf nicht umschulen lassen können. Dank weitblickenden gemeinschaftlichen Initiativen «gibt es Hoffnung», sagte sie, und auch im Finden sowohl der weisen Erkenntnis, als auch «der Energie unseres Geistes» im Mitgefühl. «Die Welt verändern fängt also damit an, dass wir auf unser wahres Selbst zurückkommen.»



Pfarrer B. Herbert Martin aus Chicago.

Überlebende

Carol Kendall, eine der sieben uraustralischen Teilnehmenden in Caux, war mitverantwortlich für den diesjährigen australischen *National Sorry Day* am 23. Mai. Während neun Jahren hat sie die Arbeit von *Link-Up* koordiniert, einem Hilfswerk für erwachsene Ureinwohner, die als Kinder von ihren Familien getrennt worden waren: «Schweren Her-

zens, aber auch mit viel Hoffnung bin ich hierher gekommen. Wir arbeiten an den Folgen der Assimilierungspolitik der früheren Regierungen, die keine unserer Familien verschont liess.» Frau Kendall beschrieb den fast unglaublichen emotionalen, kulturellen und materiellen Bruch, den sie und ihre Bevölkerung erlitten hatten. «Meine eigene Heilung begann, als ich nach meiner Identität, nach meiner Familie zu suchen begann. In meiner Adoptivfamilie war ich das einzige Kind. Erst mit 35 fand ich meine leibliche Mutter. Seither habe ich auch erfahren, wer mein Vater war. Ich habe 28 Brüder und Schwestern – nicht übel für ein Einzelkind! Ich bin glücklich, mit meiner lieben Schwester Jackie hier zu sein. Wir haben uns vor acht Jahren gefunden und versuchen nun, die verlorenen Jahre aufzuholen. Sachte fügen sich die Teile meiner selbst zusammen. Auf meinem Weg kam ich zu einer Kreuzung: Ich stand vor der Wahl, ein von Zorn und Anschuldigungen aufgeessenes Opfer oder aber eine Überlebende zu sein, die den Schmerz verarbeitet. Ich entschied mich für das Letztere.

Ich hoffe, dass man uns unvoreingenommen anhört (...), dass unsere Erlebnisse anerkannt werden und ich gewiss sein kann: Dies wird niemals mehr gesehen. Viele anständige Nicht-Ureinwohner wollen uns auf dieser «Reise der Hoffnung» begleiten; auch sie verarbeiten ihren Schmerz. So sind wir gemeinsam unterwegs.»

Ziele und Werte für das neue Jahrhundert

chs. Unter diesem Thema wurde eine Konferenzwoche als Lerngemeinschaft gestaltet, welche die wichtigen moralischen und sozialen Fragen der Gegenwart betrachten sollte. Es war eine Tagung «mit einem ausserordentlichen Grad an Beteiligung, ausgewogen zwischen Vorträgen und Fragen, Bemerkungen und persönlichen Erfahrungsberichten aus dem Publikum», wie ein Schweizer Teilnehmer anschliessend bemerkte. Die aus Vertretern verschiedener Generationen bestehende Gestaltungsgruppe nahm täglich zu. So kam eine frisch diplomierte britische Biomedizinerin zum Podiumsgespräch (siehe S. 7); eine Australierin vietnamesischer Herkunft trug zum Thema Multikulturalität bei (siehe S. 5). Dozierende aus dem Gesundheitswesen teilten die Anwesenden in Gruppen auf, um die Grundbedürfnisse und ethischen Fragen der Medizin besser erörtern zu können. Schliesslich sprach ein amerikanischer Personalchef im Ruhestand über Globalisierung (siehe S. 2), zusammen mit einer jungen Ökonomin aus der Ukraine.

Die morgendlichen Plenarsitzungen über persönliche Werte für die Gesellschaft wurden im Wohnzimmer-ähnlichen Gesprächsstil geführt – dank dem Dolmetscherteam oft simultan in Russisch, Spanisch, Französisch, ja sogar Swahili. Gemeinsam wurden Lieder und Volkstänze eingeübt; eine Dozentin von der philippinischen Delegation erklärte, sie empfehle diese Konferenz als die beste zum Kennenlernen der Grundlagen der Moralischen Aufrüstung. So war denn auch der Besinnung ein fester Platz eingeräumt. Der in Manchester aufgewachsene Geologe **Bhavesh Patel** formulierte dazu folgenden, aus seiner persönlichen Erfahrung herausgewachsenen Beitrag:

Über das Horchen

«Wenn der Mensch horcht, spricht Gott. Wenn der Mensch gehorcht, handelt



Gott. Das Geheimnis besteht in Gottes Weisungen. Nicht wir sagen Gott, was er tun soll, sondern er soll uns leiten. Was die Welt am meisten braucht, ist die Kunst des Horchens auf Gott.» Dies sagte Frank Buchman 1936 vor 25 000 Personen in Birmingham. Er glaubte daran, dass Gott zu jedem Menschen sprechen kann und einen Plan für jeden von uns hat. (...)

Was heisst das heute, beispielsweise für jemanden wie mich, der nicht nach dem traditionellen Glaubensmuster denkt? Wie ich es sehe, ist das Leben voller Symbole, voll sinnvoller Zufälle, Botschaften und Träume. Jedes Erlebnis enthält Lernstoff, egal ob wir es positiv oder negativ werten. Im Leben sehen wir nie das ganze Bild; vielmehr wird uns immer der nächste Schritt gezeigt, und wenn wir diesen vertrauensvoll gehen, wenn wir risikobereit sind, wird uns zuteil, was wir brauchen, nicht was wir wollen. Hier liegt für mich die wahre Kunst des Horchens, die feine Führung des Lebens.

Diese Anleitung kommt nicht von aussen, sondern von innen. Wir haben ein Gewissen, eine innere Stimme, die uns leise sagt, was wir zu tun haben. Es ist unsere Wahl, auf sie zu horchen oder nicht, doch sie ist stets da und wird uns nie verlassen. Wenn wir aber horchen – hören wir dann auch, was gesagt wird? Oder hören wir bloss, was wir selbst hören wollen? Wie können wir unterscheiden? Geistliches Wachstum besteht in fortwährend besserem Hinhören.

Der Poet Emerson sagte: «Die Realität ist der sichtbare Umriss einer unsichtbaren Welt.» In der Stille und im Horchen erlauben wir dem anderen Teil des Lebens, sich zu zeigen. (...) Auch wenn die Aussenwelt chaotisch ist, können wir innerlich zur Stille finden.

Andern zuhören ist Teil dieses Horchens. Aber inwiefern achten wir auf die Person, die zu uns spricht? Wer von uns bereitet da nicht schon seine eigene Antwort vor? Wir müssen bewusster, aufmerksamer und konzentrierter werden. (...) Wir selbst schätzen es ja auch, wenn uns jemand richtig zuhört.

Das Horchen ist der Schlüssel zum Lernen. (...) Wir müssen uns darin üben, um die richtigen Entscheidungen fällen

Ein Nachmittag galt einem Podiums- und Plenargespräch über Ethik im Forschungs- und Gesundheitswesen. Die folgende, leicht gekürzte Abschrift soll einen Einblick in Inhalte vermitteln, die in den knappen zwei Stunden nicht abschliessend behandelt werden konnten.

Nicholas Foster, Psychologe (England): Ich arbeite in der Entwicklungszusammenarbeit in Südafrika, wo wir Gemeinschaftszentren für Landfrauen erstellen. Die Zentren sollen Information anbieten, wirtschaftliche Entwicklung unterstützen und schliesslich die Landflucht verhindern helfen. Mich macht die Eitelkeit der westlichen Gesellschaft und ihrer ehrgeizigen Projekte betroffen, wo doch die Welt in so mancher Art um Hilfe schreit. Wo passt da Ethik noch hinein? Was ist sie angesichts dieser Unvereinbarkeiten? Kennen Sie den Begriff *Cryogenics*? Meines Erachtens die perfekte Eitelkeit: Menschen lassen ihren Körper in einem grossen Behälter einfrieren, um später aufgetaut zu werden, wenn das Elixier eines sorglosen Lebens gefunden ist. Ich habe grosse Mühe, dies einzuordnen. Mich würde interessieren, wie Sie darüber denken.

Richard Davis (USA/Schweiz): Es scheint mir die logische Folgerung von Menschen in der westlichen, säkularen Gesellschaft, denen die Perspektive fehlt.

Slava Balan (Moldawien): Was ist denn falsch daran?

Nick Foster: Mir scheint, das so Verantwortung verweigert wird, es wird etwas aufgeschoben...

Rosena Khan (Pakistan/England): Ich finde es komisch, als würde ein Kompromiss gemacht in Richtung einer Utopie. Angenommen, der Mensch wird wieder

zu können. Warum? Weil der Einfluss einer einzigen Entscheidung die stärkste uns bekannte Kraft ist.

aus «Australian Newsbriefs»

Wissenschaftlicher Fortschritt

aufgetaut, könnte die Lage dannzumal nicht schlimmer sein? Es besteht die Gefahr, dass man zum falschen Zeitpunkt aufgetaut wird.

Arthur Davis (Neuseeland): Technologien und wissenschaftliche Fähigkeiten überflügeln unsere ethische und gesetzgeberische Fähigkeit zur Bewältigung dieser Lage. So scheint mir, es müsse ein Weg gefunden werden, wo die ethischen, moralischen und gesetzlichen Mittel mit der Technik Schritt halten oder sie steuern können, falls dies erwünscht ist.

Ward Vandewege (Belgien): Die Regierungen hinken stets hinter der technischen Entwicklung her, aus dem einfachen Grund, dass man nicht erraten kann, was sich in ein paar Jahren tun wird. Das Beispiel der Handy-Telefone zeigt es: Zu Beginn wurden sie in Restaurants, in Autos und überall benützt. Dann kam die Regierung und untersagte den Gebrauch während des Autofahrens. Im erwähnten Fall wird es ähnlich gehen, bloss sind die Gefahren hier viel grösser.

Elisabeth Hamrin (Schweden), zur Frage der Genforschung in Kliniken: Zumindest in Europa hat die genetische Beratung begonnen. Zum Beispiel gibt es in einem Londoner Spital eine ausgezeichnete Anlaufstelle für Brustkrebs. Im Fall einer erblichen Belastung kann frühzeitig ein sinnvoller Behandlungsweg eingeschlagen werden.

Srinivas Vaitla (USA): Erklären Sie bitte die Möglichkeiten, Missbrauch einzuschränken.



Rückmeldungen sind erwünscht...

Patrick Spooner (Schottland): Eine persönliche Gegenfrage: Wenn sich ein Forschungsweg eröffnet, wird er irgendwo in der Welt begangen werden. Haben wir da nicht eine Verantwortung dafür, dass die Forschung in gute Hände kommt? Wenn wir nämlich die Technologie einschränken, wird sie anderswo benützt und wir könnten uns in einer sehr schwierigen Lage befinden, indem wir nicht verstehen, was dort geschieht.

Elisabeth Hamrin: Bei Herz-Kreislauf-Patienten hat z.B. die magnetische Kamera viel gebracht. Doch mit so viel neuer Technik ist das Risiko gestiegen, dass die Langzeitbehandlung vergessen

geht. Die längerfristigen Bedürfnisse ganzer Patientengruppen sollten nicht vernachlässigt werden.

Rosena Khan: In etlichen Ländern fehlt das öffentliche Bewusstsein. Es wird nichts getan, um die Entwicklung verständlich zu machen. Gesellschaft und Wissenschaft begegnen sich nicht. Sobald sich etwas ereignet, z.B. mit dem geklonten Schaf Dolly, heisst es: «O Schreck, da geschieht etwas Böses!» – ohne dass man weiss, welches die positiven Resultate sein könnten. Da sind zum Beispiel phantastische Möglichkeiten für die Gentherapie gegeben. Oder die Magnetresonanzen-Bilder für das Hirnscanning. Erst gab es einen Aufschrei der Angst, aber nun hat es sich als bestes Diagnosewerkzeug der letzten fünf Jahre erwiesen. Die Kluft zwischen Gesellschaft und Wissenschaft muss überbrückt werden.

Pierre Spoerri (Schweiz): Gestern sprach ich über das Genomprojekt mit einem kanadischen Richter, der zu bedenken gab, dass eine Grauzone entstehen werde, wo richtige Entscheidungen schwer auszumachen seien. Wie können wir mit solchen Bereichen der Ungewissheit umgehen?

Rosena Khan: Es werden immer Grauzonen bestehen bleiben. Mit dem vollständigen menschlichen Genkatalog eröffnen sich der Medizin aber phantastische Möglichkeiten. Die für eine Krebserkrankung zeichnenden Gene beispielsweise werden demnächst innert 6 bis 12 Monaten ermittelt werden können, im Gegensatz zur bisherigen, mehrjährigen Suche.



Wissenschafts-Podium (v.l.n.r.): Patrick Spooner (Elektronik-Ingenieur), Ward Vandewege (EDV-Programmierer), Nick Foster (Psychologe), Rosena Khan (Med. Biologin), Elisabeth Hamrin (Dozentin der Pflegewissenschaften).

Nancy Palaypay (Philippinen): Wir sollten offen sein für die Forschung, aber die Forschenden sollten sich von ethischen und gesetzlichen Vorgaben leiten lassen.

Ward Vandewege: Nicht nur Forschende sollten sich ethisch verhalten, sondern auch ihre Vorgesetzten – das heisst, die forschende Firma sollte sich von mehr als blossen Ertragsdenken leiten lassen.

Christiane Garin (Schweiz): Ich besuche mich mit Chirurgieabteilungen an Spitalern. Wir sind jeweils ganz schön stolz, wenn wir etwas Neues entdeckt haben. Wenn uns jener Teamgeist fehlt, der unsere Egoisten in Grenzen hält, laufen wir Gefahr, «aus dem Gleis» dessen zu geraten, was der Menschheit nützt. Jene Teamfähigkeit also, zu der auch das Hinterfragen unserer Motivierung gehört.

Nick Foster: Politik spielt ebenfalls in diese Kommissionen hinein.

Elisabeth Hamrin: Dann müssen wir eben dafür sorgen, dass sie richtig zusammengesetzt sind.

Christian Delhomme (Frankreich): Ganz einverstanden. Was die finanziellen Interessen in der Forschung angeht, würde ich unterscheiden zwischen einem fachlich und geografisch spezifischen Projekt und all jenem, was grundlegender Natur, also Teil des Erbes der Menschheit ist.

Würde dieses Erbe patentiert, dann käme es einem Patent auf Musiknoten gleich, gemäss dem die Herren Bach und Mozart aufgefordert würden, eine Gebühr für ihre eigenen Kompositionen zu entrichten.

Nick Foster: Die in der Analyse vorgenommenen Vergleiche spielen hier eine Rolle. Die Situation in China mit dem Reis zum Beispiel ...

Rosena Khan: Es stellte sich heraus, dass zuwenig Vitamin E in der Grundnahrung der Chinesen war. So wurden die Reissorten dahingehend verändert, dass mehr Vitamin E ins Essen gelangte. Ein Vergleich mit der westlichen Einkaufskette, wo wir zwischen polierten und matten Tafeläpfeln wählen können, steht ausser Frage. Wir müssen also im Auge behalten, was wir erreichen wollen. Wer infolge Vitaminmangels unter allgemeinen Entwicklungsstörungen leidet, wird anders entscheiden. So werden Komitees in verschiedenen Ländern verschiedener Meinung sein, und ebenfalls die Bevölkerungen.

Elisabeth Hamrin: Zurück zu klinischen Dingen wie jener Frage, ob eine Aorta-Ersatz-Operation bei über 80-Jährigen sinnvoll sei. Das können Sie mit finanziellen Kriterien ausloten, aber auch mit dem Faktor Lebensqualität: Wie sehr sind die Behandelten imstande, das tägliche Leben zu meistern? Dorthin müssen Ethikkommissionen blicken und die Kosten und Nutzen mit andern Faktoren zusammen abwägen.

Ward Vandewege: Das ist gut und recht, aber die in Firmen erstellten Analysen kümmern sich nicht darum. Vielleicht sollten wir ein moralisches Etikett (Label) erstellen, ähnlich dem ISO-Zertifikat, das bei Firmen recht gut angesehen ist.

Daniela de Bono: In der Wissenschaft gibt es Grauzonen. Aus meiner Sicht hat sich die medizinische Forschung stets in Schwarz-Weiss-Schemen ausgedrückt. Wollen sich diese Leute nicht ihre Aura bewahren und sich von der Mehrheit absetzen?

Nick Foster: Gesundheitsbeschäftigte müssen oft rasche Beschlüsse fassen und werden damit zum Schwarz-Weiss gezwungen. Sie wollen sich nicht unbedingt von der Mehrheit absetzen.

Rosena Khan: Die Medien haben einen grossen Einfluss und könnten in diesem Bereich hilfreich sein ...

Nick Foster: Transparenz in wissenschaftlichen Belangen spielt eine wichtige Rolle. Um sie geht es letztlich.



... und nach Schluss der Veranstaltung gibt es weiteren Gesprächsstoff.

Victor Parlicov (Moldawien): Es entwickeln sich Dinge, die wir nicht beherrschen können. Also müssen wir dafür sorgen, dass die wissenschaftliche Tätigkeit in der Gesellschaft integriert wird.

Nick Foster: Es gibt da auch Ethikkommissionen. Diese arbeiten jedoch unterschiedlich schnell. In meinem Forschungsprojekt musste ich neun Monate auf die Erlaubnis warten, meinen psychisch Kranken Musik vorspielen zu dürfen. Andere erhielten für ein Genetikprojekt innert fünf Tagen grünes Licht. Was ist also die Rolle dieser Kommissionen und jener, die darin mitwirken? (...)

Elisabeth Hamrin: Es spielt eine wichtige Rolle, wer in diesen Ethikkommissionen mitarbeitet.

Srinivas Vaitla: In unseren westlichen, liberalen Demokratien entscheiden wir über die Forschung oft auf Grund von Kosten-Nutzen-Analysen. Was denken Sie über den Stellenwert moralischer Kriterien in solchen Analysen?

Rosena Khan: Es spielt eine wichtige Rolle, wer die Analyse vornimmt ...

Victor Parlicov: Welche Kriterien schlagen Sie für die Auswahl von Mitgliedern einer Ethikkommission vor?

Elisabeth Hamrin: Je nach Art der Kommission sind die Kriterien verschieden.

Srinivas Vaitla: Wieviel Gewicht wird einer moralischen Frage beigemessen?



Eine improvisierte Violinstunde.

Die Kunst als Katalysator

Kunst «an und für sich» war kein Thema während der ersten Augustwoche, wo sich kulturell Tätige verschiedener Bereiche in Caux trafen. Vielmehr ging es darum, die Rolle der Kunst in der Gestaltung der Gesellschaft, ihren heilenden Einfluss, ihre Vernetzung mit andern Lebensgebieten zu betrachten. So lauteten denn die Tagesthemen: Wirtschaft und Kunst – Familie und Kunst – Glaube und Kunst – Erziehung und Kunst – Medien und Kunst. In Podiumsgesprächen (eines ist hier wiedergegeben) wurde das jeweilige Thema angeschnitten, zum Teil in Vorträgen vertieft, dann in kleineren Gruppen weiter diskutiert. Zudem lud ein reiches Angebot an Ateliers zur aktiven Beteiligung ein, und an den Nachmittagen bestand «die Qual der Wahl» zwischen unzähligen Vorführungen, Lesungen, Filmen, dem Exposé eines Geigenbauers, Musikimprovisationen – unter dem Motto «Kunst à la Carte». Abends wurden die Teilnehmenden mit hochkarätigen Darbietungen verwöhnt: klassische Lieder- und Instrumentalduo-Abende, ein Diavortrag über Glasmalerei, eine Komödie von Gogol, ein «biblisches» Musical aus den US-Südstaaten sowie zwei Konzerte des englischen Fitzwilliam-Streichquartetts.

PODIUMSGESPRÄCH

Kunst und Geschäft

Wirtschaft und Kunst haben viele Berührungspunkte. Daher setzten sich an der Nahtstelle der Konferenzen Mensch und Wirtschaft und Kunst – ein Katalysator für Veränderung Vertreter beider Gebiete mit den Fragen auseinander, die sich aus dieser «schon immer leidlich guten Ehe» ergeben, wie ein Podiumsteilnehmer die Verbindung von Kunst und Wirtschaft umschrieb und sie verglich mit «einem alten Ehepaar, resigniert, aber immer noch da, weil jedes genau weiss, dass es ohne das andere nicht auskommen kann».

Als Gesprächsleiterin stellte die New Yorker Kulturjournalistin **Melinda Burrows** zwei Fallbeispiele an den Anfang: erstens die Stadt Newark im Staat New Jersey, deren Wirtschaft jahrzehntelang darnieder lag, bis vor zwei Jahren mit Hilfe von Spendengeldern, auch seitens lokaler Firmen, ein neues Kulturzentrum gebaut wurde. Seither ist die Innenstadt aufgeblüht: neue Restaurants, neue Geschäfte sind aus dem Boden geschossen; dank der bevölkerten Strassen ist die Verbrechensrate gesunken; es liessen sich sogar mehrere New Yorker Unternehmen verlocken, ihren Geschäftssitz über den Hudson-Fluss nach Newark zu verlegen. Konzert- und Theaterkarten verkaufen sich besser denn je. Zweites Beispiel: In New York City erhielt das hoch geachtete, nicht Gewinn-orientierte Theater *The Roundabout* (Das Karussell) von einer Fluggesellschaft 10 Millionen Dollar. Ein Teil wird zur Restaurierung des prächtigen historischen Gebäudes verwendet. Das Theater wird auch umbenannt: *The Ame-*

rican Airlines Theater. Wer hat nun das bessere Geschäft gemacht?

Zum Einstieg zwei Clichés: «Geschäft ist Zeit und Geld.» «Kunst ist Inspiration und Schöpfung.»

Alick Sytor (Brüssel, Verkaufsleiter Europa-Nahost-Afrika für eine multinationale Telekommunikationsfirma): Es stimmt, wir leben zunehmend in einer Gesellschaft der Verdienner, wo die Ausübung von Kunst als Zeitverlust gelten könnte. Und doch würde ich meinen, niemals in der Geschichte seien die Künste so sehr «zelebriert und vermarktet» worden wie im zu Ende gehenden Jahrhundert; sie sind sozusagen rentabel geworden. Übrigens müssen wir dafür sorgen, dass nicht bloss Fussballspiele und Spanierferien – so sympathisch sie sind – die Menschen zum Träumen bringen. Wie, weiss ich nicht. Die Künste müssen sich aber besser solidarisieren und ausdrücken, vielseitiger werden, sich neue Impulse geben, vor allem indem sie origi-

Kunst und Geschäft

nelle Projekte durchführen. Der Auftrag der Geschäftswelt ihrerseits ist es, weiterhin die Kulturgüter bekannt zu machen und dieses Erbe durch Finanzierung und Mäzenatentum zu schützen.

Bev Appleton (Theaterdirektor, Richmond USA): Uns in den USA stellt sich das Problem, dass die eingangs erwähnte «Ehe» nicht immer eine gute Ehe und der aussteigewillige Partner meist die Geschäftsseite ist. Und doch ist uns Künstlern sehr wohl bewusst, dass wir auf die Geschäftswelt – den privaten Sektor – und die öffentliche Hand angewiesen sind.

Samuel Bryant (Kunsthändler, Seattle USA): Kunst ist Geschäft. Und Geschäft ist Kunst. Das Gebäude, in dem wir uns befinden, widerspiegelt diese Beziehung. Kunst ist etwas Geistiges, und daher müssen wir auf Gott schauen, den Grossen Künstler, der uns alle als Kunst erschaffen hat. Dies wiederum war sein Geschäft.

Die Kunst, Preise festzulegen, beherrsche ich noch nicht. Häufig setze ich sie zu hoch oder zu niedrig an. In Simbabwe nahm ein Bildhauer meine Frau und mich zu einem Steinbruch im Busch mit. Der Stein wird von Hand abgebaut und mit Schubkarren sieben Kilometer bis zur Hauptstrasse geschoben, von wo ein Lastwagen sie ins Atelier bringt, ungefähr 80 oder 90 Kilometer entfernt. Wie legt man da einen Preis fest – allein schon für die Arbeit, bevor der Stein behauen worden ist? Wenn ich meinen Kunden dies beibringen kann, steigt der Wert.

Sytor: A propos «Beibringen»: Was in der Geschäftswelt allzu oft vergessen geht, ist die Tatsache, dass wir ständig hinzulernen müssen, sogar die obersten Chefs. Andererseits arbeiten Firmen gern mit Budgets, Geschäftsplänen, Projektionen. Unternehmensleiter sind empfänglich, wenn sie auf dieser Ebene angegangen werden. Warum nicht versuchen, ihre Sprache zu sprechen? Alles in allem: ein gegenseitiger Lernvorgang.

Appleton: Wie Alick sagt, ist es ein Austausch. Wir Künstler müssen unsere Vorarbeit, unsere Hausaufgaben machen, bevor wir bei Firmen vorsprechen: Was hat das Unternehmen bisher an kultureller Unterstützung geleistet? Hat es dies überhaupt getan?

Sehr häufig schneiden wir die Frage an, was die Firma für das Gemeinwesen tue, also für die Lebensqualität: «Was ha-

ben Sie kulturell zu bieten, nicht nur mir als zukünftigem Angestellten, sondern auch meinen Kindern, falls ich mich in Ihrem Umfeld niederlasse?»

Burrows: Darf eine Firma, die Geld für ein künstlerisches Projekt gibt, eine Gegenleistung verlangen?

Sytor: Aus eigener Erfahrung in diesem Bereich kann ich sagen: Es geht um den Versuch, eine Beziehung, eine Partnerschaft aufzubauen, die einem Gemeinwesen zugute kommt. Dies kann die Fir-

nur Shona-Skulpturen; ich fördere die Kultur, die Künstler. Mir macht das so viel Spass – ich vergesse ganz, dass es Arbeit ist! Bei all dem denke ich nicht ans Geld, sondern an die Künstler, die so hart arbeiten, um ihre Familie am Leben zu erhalten. Jene Lebensform wird zwar nicht aussterben, falls ich sie nicht fördere, aber jedes kleine Bisschen hilft mit.

Burrows: Nun etwas zur Zukunft. Infolge von Sparmassnahmen im Bildungssystem gibt es heute, wenigstens in Ame-



Samuel Bryant mit der von ihm geschenkten Skulptur aus Simbabwe; Lisbeth Lasserre-Jäggi, Betreuerin der Kunstwerke in Caux, nimmt sie in Empfang.

ma selbst oder eine Tournee im Rahmen der Firma sein, aber auch eine Entwicklungszusammenarbeit im lokalen Umfeld. Wichtig ist, dass der Rahmen abgesteckt ist. Und diese Arbeit müssen beide Seiten tun.

Burrows: Zurück zu Simbabwe. Dient der wirtschaftliche Anreiz, den Sie, Samuel Bryant, jener Künstlergemeinschaft bieten, als Schlüssel zum Fortbestehen ihrer Kunst und ihrer Fertigkeiten?

Bryant: Ja, oft. Die Künstler in Simbabwe sind wie überall in der Welt: Es gibt brotlose, es gibt erfolgreiche. Die Beziehungen mit den einen und andern sind sehr gut. Jedesmal, wenn ich auf Einkaufstour komme, sagen die Künstler: «Willkommen zu Hause!»

In meiner Galerie verkaufe ich nicht

rika, mehr als eine Generation, die den Künsten nicht begegnet ist – nicht täglich oder regelmässig. Im Gegensatz zu Simbabwe, wo die Traditionen weitergereicht werden, haben wir in der «entwickelten» Welt diesen Kontakt etwas verloren.

Sytor: Jedesmal, wenn ich in einer fremden Stadt auf Geschäftsreise bin, sei es Florenz, München, Berlin, London, heute auch Prag oder Warschau, nutze ich meine freien Stunden zu einem Museumsbesuch. Und immer überrascht mich die Anzahl Jugendlicher, die ich dort antreffe, sogar mitten in der Woche.

Appleton: Einmal gab uns eine Firma, die sich für die Weiterbildung junger Menschen interessiert, 10 000 \$ an die Kosten einer zweiwöchigen Schreibwerkstatt in den Blue-Ridge-Bergen. Aller-

Information und Inspiration gehören zusammen

Einen Anlass besonderer Art bildete der öffentliche Caux-Vortrag des stellvertretenden anglikanischen Bischofs von London, Michael Marshall, zum Thema «Glaube und Kunst». Neben seinem Hirtenamt (er betreut auch die St. Paul's Church in London, Anlaufstelle für Schauspieler und andere Kunstschaffende) tritt er als Konzertpianist mit namhaften Orchestern auf. Seine Serie von Morgenbetrachtungen in Caux fand regen Zuspruch. Hier einige «Momentaufnahmen» aus seinem Vortrag.

Schönheit, Güte und Wahrheit sind eine Art Multipack, ein Triumvirat, Zeugen ein und derselben Wirklichkeit. Das Griechische widerspiegelt etwas davon im Wort *kalon*, gewöhnlich mit «gut» übersetzt, das aber eine reichhaltigere Bedeutung hat, nämlich «schön» oder «anziehend». In seinem mehrbändigen Werk *Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik* drückt es der Schweizer Theologe und Jesuit Hans Urs von Balthasar so aus: «Es ist das Richtige, das Passende, das Gute – das, was einem Menschen zusteht, kraft dem er Integrität, Gesundheit, Sicherheit besitzt; nur sofern es all dies umfasst, ist *kalon* auch bestätigt und bewiesen als das Schöne.» Weiter macht er geltend, Wahrheit und Schönheit seien ebenso sehr ein Paar wie Lüge und Hässlichkeit.

Für Scholastiker des Mittelalters wie Thomas von Aquin war das Weltall ganz klar aus einem Guss. Unschwer lässt sich somit erkennen, dass sich aus dieser Sichtweise die Kirche des Mittelalters

und erst recht der Renaissance in der Rolle als wichtigste Förderin der Künste gefiel, indem sie mit den Kaufleuten der

Wahrheit, dem Zeugnis der Heiligen und der von Künstlern und Handwerkern jener Epoche geschaffenen Schönheit in ständigem Dialog stand. (...)

Was ist also schief gelaufen? Noch unlängst stand die starrköpfige Wahrheit, begleitet von ihren Gewissheiten, als ausschliesslicher Besitz der Wissenschaft auf der einen Seite, während andererseits Schönheit und Güte zusammen mit der Religion in den Korb der privaten und einzelgängerischen Ansichten geworfen wurden. Fast etwas polemisch meint von



Der Pianist John Burrows und die Sopranistin Sylvie Söderlund bereiten ihren Liederabend vor.

dings versäumten wir, uns praktisch damit zu befassen, worüber die jungen Leute schreiben würden. Einige schrieben dann über etwas, was sie echt betraf: Drogenprobleme ... Die Firma war empört, aber das Geld war schon ausgegeben und konnte nicht zurückgefordert werden. Es geht ja eben darum, eine Partnerschaft aufzubauen und Sorge zu tragen, dass wir nicht etwas tun, was den anderen vor den Kopf stösst.

Burrows: Meinen Sie damit, Sie würden einer Firma erlauben, den Schülern zu sagen, worüber sie schreiben dürfen? Oder würden Sie sich einen anderen Partner suchen?

Appleton: Das Letztere. Niemals würde ich mir von einem Unternehmen diktieren lassen, was ich als Künstler tue. Ich liebe es, Menschen zu unterhalten. Aber von dieser Diät kann ich nicht leben. Ich möchte sie etwas provozieren,

über die Zukunft nachzudenken, nicht bloss über die Vergangenheit. Unser Festival reist jedes Jahr nach Rumänien, Ungarn und in andere osteuropäische Länder. Dort führen wir Werke auf, die sich die Leute bei uns daheim nicht ansähen, sogar wenn sie gratis geboten würden. Auch mit dem Publikum besteht eine Partnerschaft, und auch hier muss ein Künstler ständig entscheiden, wozu er bereit ist und wozu nicht, bevor er eine solche Beziehung eingeht: mit Zuschauern, Käufern oder Konzertbesuchern. Und hoffentlich ergibt sich daraus eine Ehe, die gedeiht, indem die Menschen zahlreich kommen und die Kunst geniessen.

Bryant: Ich bin froh, dass ich selbstständig bin! Mir ist es wichtig, die Kunst zu präsentieren und nicht die Leute anzuflehen, sie zu kaufen. Wenn Kunst richtig vorgestellt wird, hat der Käufer die Wahl zwischen Ja oder Nein. Kunst sollte

Kunst sein, nicht Geld. Wenn die Kunst spricht, wird das Geld antworten.

Frage aus dem Publikum: Es wurde viel über die künstlerische Freiheit gesprochen. Welche Verantwortung hat der Künstler für die Freiheit?

Appleton: Ich denke mir, Künstler haben schon auch eine Verantwortung, dafür zu sorgen, dass Demokratie und freier Ausdruck im Weltmassstab zum Tragen kommen – aus Sorge um all jene Künstler, die diese Freiheit nicht haben.

Sytor: Ich möchte sagen: Unbedingt! Nicht bloss die Künstler, sondern jeder von uns, auch die Geschäftsleute, und vielleicht vor allem die Politiker. Warum könnten nicht Künstler und Geschäftswelt als erste diesem Geist den Weg bahnen?

Verena Gautschi

Balthasar: «Wir können sicher sein: Jemand, der den Namen der Schönheit verhöhnt, als sei sie das Ornament einer bourgeoisen Vergangenheit, der kann – ob er es zugibt oder nicht – nicht mehr beten und wird bald auch nicht mehr lieben können.»

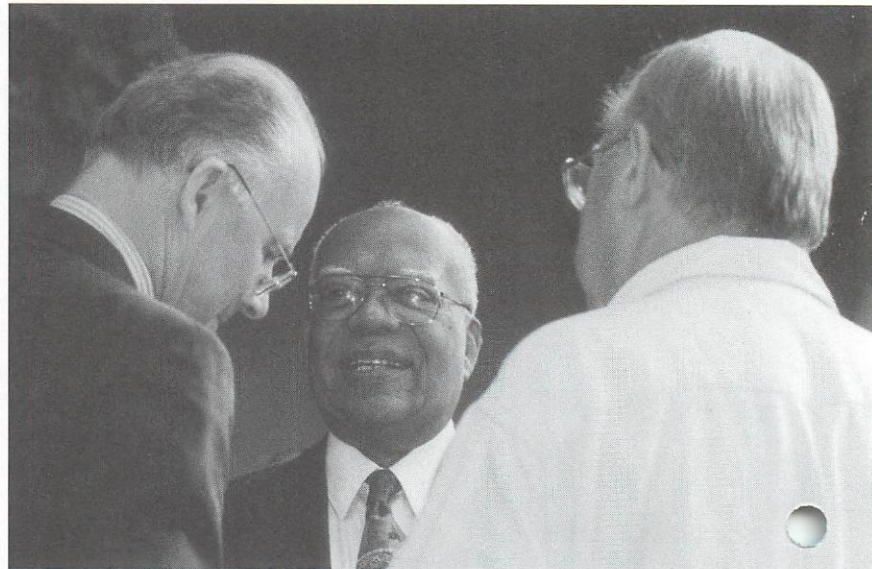
«Die wissenschaftliche Entmenschlichung hat eine grosse Anziehungskraft», schrieb der ungarische Wissenschaftler Michael Polanyi, ein Zeitzeuge beider Weltkriege. «Wenn das alles ist, was wir sind, kann natürlich nicht erwartet werden, dass wir uns wie verantwortliche menschliche Wesen benehmen. (...) Ein nackter Affe darf sich doch sicher hie und da einen Tag Urlaub vom moralischen Benehmen leisten; damit ist er bloss sich selber treu! Geht es aber dann hart auf hart, ist die moralische Struktur geschwächt und die Barbarei der Zivilisation bricht durch, scheusslicher als die Barbarei des primitiven Lebens.» Sein Ziel sei es, schrieb er anderswo, «den Menschen wieder mit jenen Fähigkeiten auszustatten, gegen die ihn Jahrhunderte kritischen Denkens argwöhnisch gemacht haben». (...)

Kein Gütesiegel

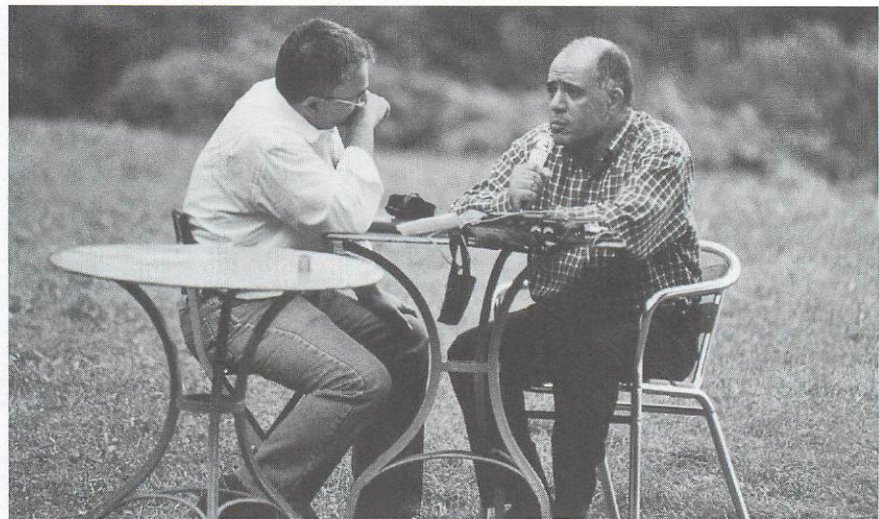
Ich bin zutiefst überzeugt, dass dem Künstler eine führende Rolle in diesem Prozess der Wiederentdeckung und Neudeutung zukommt. Aber bitte nicht – ich betone: nicht! – über die Kunst als Propaganda, sondern vielmehr durch die Kunst als Parabel gesehen – genau so, wie Jesus lehrt, indem er Gleichnisse erzählt und seine Zuhörer die Wahrheiten für den Alltag daraus ableiten lässt. (...)

In gewissen Kreisen wird heute viel von «christlicher» Kunst gesprochen und der Schluss gezogen, sie sei deshalb gut. Unsinn! Ich bin immer misstrauisch, wenn das Wort «christlich» als Gütesiegel verwendet wird. Meistens muss es erhalten, um Zweitklassiges zu vertuschen. Was ich brauche, ist nicht ein «christlicher» Klempner, ein «christlicher» Architekt, sondern ein guter Klempner oder Architekt. Und ganz gewiss haben die Christen auch nicht unbedingt die Güte, Schönheit oder Wahrheit gepachtet. (...)

Indem wir krankhaft-künstlich die beiden menschlichen Gehirnhälften und ihre Aussagen trennten, haben wir der Wissenschaft das Intuitive und Geistige,



Teilnehmer am Rundtisch der Politiker: die Parlamentarier Sir Cyril Townsend (l.) und Sir Jim Lester im Gespräch mit Sir Howard Cooke, Generalgouverneur von Jamaika.



Ein Journalist von Radio France International interviewt einen Libanesen in Arabisch (siehe Meldung S. 23).

das Künstlerische und Religiöse vorenthalten, während diese ihrerseits in einen subjektiven «Tast-und-Fühl»-Sumpf abschwenkten, ohne die Realität und die wissenschaftlichen Disziplinen zu beachten. Information und Inspiration gehören zusammen.

Anders gesagt: Es gibt keinen Grund, warum Wissenschaft, Religion und Kunst verfeindet sein sollten. Keine dieser Disziplinen soll Vorrang beanspruchen können, und das Triumvirat – Künstler, Wissenschaftler und Theologe – soll im ständigen Dialog bleiben, während jeder seiner besonderen Fertigkeit und Berufung nachgeht.

Ich hoffe, dass sich die Kirche dank diesem erneuten Zusammenwirken wiederum als führende Schirmherrin der

Künste erweisen wird, während die wissenschaftliche Wahrheit ihrerseits nicht länger die objektive Wahrheit vereinnahmt und dank neuen Entdeckungen in der Chaos- und Quantentheorie aufhören wird, das Weltall in entpersönlichten Begriffen oder als geschlossenes mechanistisches System zu sehen. (...)

Das Angebot der Kirche, erneut Schirmherrin der Kunst zu sein, darf nichts von Tyrannei an sich haben, nichts von jenem falschen Drang, alles aufräumen zu wollen, so dass die Kirche wieder alle Disziplinen überschauen könnte. Vielmehr sollte die Kirche einen gastfreundlichen Raum bieten, wo Kunstwerke im Rahmen des Transzendenten ihre Botschaft «in ihrer eigenen Sprache» ausdrücken können – wie am ersten Pfingstfest, möchte ich anfügen!



Die Studierenden am neunten Sommerkurs für Konfliktanalyse und Veränderung CSP (Caux Scholars Program).

bogen



Ismar und Fabiana, ein junges Ehepaar aus Honduras und Brasilien, nimmt sich anschliessend an die Sommerkonferenz ein Jahr Zeit zum Praktikum in verschiedenen MRA-Initiativen.

Der orthodoxe Metropolit Damaskinos, der den Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, S.H. Bartholomaios I., in Genf vertritt, sprach in Caux anlässlich der Tagung *Leben, Glauben, Gemeinschaft*: «In den dunklen Jahren des staatlich verordneten Atheismus war die orthodoxe Kirche nicht nur im Stande, die grosse geistliche Tradition der Völker zu bewahren und am Leben zu erhalten, sondern auch die Verbindungen mit einer jetzt grenzenfreien Welt zu vertiefen, in der die Orthodoxie einen entscheidenden spirituellen Beitrag zu leisten berufen ist. Ein vereintes Europa muss sich auf die Orthodoxie stützen, sonst wird es weder europäisch noch vereint sein.» Für ihn «ist und muss die Religion ein irdischer Spiegel des himmlischen Friedens sein; die Religion ist und muss der wichtigste Faktor für die friedliche Koexistenz der Völker sein.» Die Religion könne den Frieden nicht erzwingen, noch könne sie den Krieg verhindern, «aber sie kann unaufhörlich den friedliebenden Menschen stärken».

Nachhaltige Partnerschaften

In einer globalisierten Wirtschaft, die über Zerstückelung und Ungerechtigkeit hinaus Chancen bietet, scheint Partnerschaft oft der Königsweg – Partnerschaft zwischen Arbeit, Kapital und Regierung, zwischen Ost und West, Nord und Süd, Wirtschaft und Gesellschaft, zwischen und innerhalb von Unternehmen und sogar in der Familie. Partnerschaft ist mehr als eine bloße Vertragsbeziehung. Sie erfordert ein auf Werten basierendes, täglich gelebtes Vertrauen, gemeinsame Visionen, allseitige Veränderung.

Dieser Einführungstext auf dem Programm zur 27. Konferenz für Mensch und Wirtschaft in Caux malt den Hintergrund, vor dem sich die über 200 Teilnehmer in Plenarversammlungen und täglich in Foren und Diskussionsgruppen trafen.

Für John Carlisle, Präsident einer internationalen Beratungsfirma im englischen Sheffield, hat sich der partnerschaftliche Ansatz als effizienter und qualitativ besser erwiesen als die Resultate von Firmen mit reinem Konkurrenzdenken. Die Zivilgesellschaft mobilisiere sich angesichts der Auswüchse der Globalisierung, denn die Idee vom «globalen Dorf» habe sich als trügerisch entpuppt und erwecke bloss den Schein einer geborgenen Gemeinschaft: Die näher zusammenrückende Welt erweise sich als

denken «auf Geschäftsbeziehungen umgestellt haben, welche die legitimen Bedürfnisse aller andern an der Produktionskette beteiligten Unternehmen berücksichtigen, ohne die unternehmens-eigenen Ziele aus den Augen zu lassen. So kann Zusammenarbeit und Vertrauen entstehen.» Dies bedeute das stillschweigende Anerkennen der Tatsache, dass in der Produktion eine gegenseitige Abhängigkeit bestehe: Kein Unternehmen könne ohne die Kooperation und Unterstützung seiner Zulieferer überleben. «Beim Part-

ge immer wieder kreatives Denken und Ideen für effizientere Produktion.

Laut Carlisle werden sich mehr und mehr Firmen zunehmend ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und der Auswirkungen auf die Umwelt gewahr. Dieses Bewusstsein müsse nun globalisiert werden.

Kultur der Kommunikation

Für den brasilianischen Gewerkschafter und Menschenrechtsaktivisten Tibor Sulik bergen gewisse Methoden des neoliberalen Weltwirtschaftssystems Ansätze jener marxistischen Thesen, nach welchen der Zweck die Mittel heilige. Dies beunruhige ihn besonders, weil er und viele seiner früheren Mitstreiter die verheerenden Auswirkungen solcher Theorien miterlebt und sich deshalb davon abgewandt hätten. Sulik, ein langjähriger Mitarbeiter der südamerikanischen Gewerkschaftszentrale CLAT und von 1992 bis 1998 Mitglied der päpstlichen Kommission *Justitia et Pax*, bezeichnete die Korruption als Übel, das aus einer Erziehung hervorgehe, welche die Kinder einzig auf Konkurrenz trimme und das



Von den Rednern ... (im Bild: Manager John Carlisle



und Gewerkschafter Tibor Sulik) ...

konfliktgeladen und von Flüchtlingsströmen durchzogen. Das Primat der Politik als Problemlöserin der Welt sei aufgehoben, denn die Studien häuften sich, nach denen die wirtschaftlichen Aktivitäten die Welt tiefer beeinflussen als die politischen.

Vernetzt denken

«Wenn die Geschäftswelt derart mächtig ist, muss sie einen ebenbürtigen Verantwortungssinn entwickeln», meinte Carlisle. In seiner Beratertätigkeit für Bauunternehmen stelle er in jenen Firmen Ansätze eines Gesinnungswandels fest, die vom rein traditionellen Konkurrenz-

nering geht es aber um mehr als Selbstschutz, denn anerkennen, dass Zusammenarbeit nötig ist, heisst ungeheure Energien freisetzen», meint Carlisle. So erstelle die auf Partnering orientierte Detaillistenkette *Sainsburys* heute Filialen mit besserem Innenausbau, und zwar in nur 18 statt wie früher 40 Wochen; beim Ausbau der U-Bahn von Hongkong seien in den ersten zwei Arbeitswochen bereits 4 Millionen Dollar eingespart worden. In beiden Fällen seien die Erfolge direkt auf ehrliche Gespräche zurückzuführen und auch auf das Miteinbeziehen der Geschäftspartner in die ursprüngliche Planung für das ganze Projekt. Dies brin-

Geld zum Gott mache. Deshalb bedürfe es um so mehr und intensiverer zwischenmenschlicher Kontakte über alle betrieblichen Ebenen hinweg. Er zitierte mehrere Beispiele von Unternehmen, in denen dank einer solchen Kultur der Kommunikation trotz drastischer Umstrukturierung die Produktion gesteigert und gleichzeitig Arbeitsplätze erhalten werden konnten.

Potenzial entdecken

In fünf Foren widmeten sich die Konferenzteilnehmer einem breiten Spektrum von Themen: von der Partnerschaft in wirtschaftlicher, sozialer und gemein-

Geld, Globalisierung und Gleichberechtigung

Mit Blick auf den weiteren Rahmen der Verantwortung, welche die Globalisierung der Wirtschaft mit sich bringt, warnte der indische Journalist und Biograph Rajmohan Gandhi in seinem Vortrag davor, dass die wachsende Kluft zwischen armen und reichen Ländern, die durch die Globalisierung zusätzlich verschärft werde, gewaltsame Ausschreitungen nach sich ziehen könnte. Damit diese Bedrohung abgewendet werden könne, forderte er eine «Globalisierung der Herzen» der Menschen im Westen wie in den Entwicklungsländern.

Gandhi ist Professor am «Institute for Policy Research» in Neu-Delhi und Mitbegründer der Bildungsstätte «Asia Plateau» in Panchgani (200 km von Mumbai entfernt), wo seit zwei Jahrzehnten Industrieseminare für Mitarbeiter und Angestellte von Unternehmen des privaten und öffentlichen Sektors organisiert werden.

«Die Globalisierung trifft die Armen, Ungebildeten und Glücklosen besonders hart. Sie verschärft die Ungleichheit eher noch. Die Eliten der Entwicklungsländer treffen auf der ganzen Welt mit ihresgleichen zusammen, während unzählige Menschen von Hunger und Krankheiten bedroht sind, aber sehr wohl mitbekommen, welch ständig wachsenden Luxus diese Elite genießt. Die Lage ist reif für Spannungen und Ressentiments und birgt ein hohes Gewaltpotenzial.»

Vermieden werden könne dies «durch ein Engagement zu Gunsten der Bedürf-

nisse aller, das Raum bietet für Kreativität und Innovation, aber auch Gemeinsamkeit und Anteilnahme. In unsern Wünschen und Sehnsüchten sollten die Menschen an erster Stelle stehen – weit vor den materiellen Dingen.»

Zweierlei Mass?

Nach Gandhis Ansicht lehnen viele Menschen in den Entwicklungsländern die Globalisierung ab, weil sie nationale Kulturen bedrohe und weil in dieser Frage weltweit offensichtlich mit zweierlei Mass gemessen werde. «Der Drit-

ten Welt wird gesagt: «Wenn ihr freien Handel mit der übrigen Welt wollt, müsst ihr die Umwelt schützen, dürft ihr die Arbeitskräfte, in erster Linie die Kinder, nicht ausbeuten und die Menschenrechte nicht verletzen.»»

Zahlreiche Menschen in der Dritten Welt vermuteten jedoch, dass die entwickelten Länder diese Kriterien selbst verletzt hätten, dass eine Verbindung zwischen den Verfechtern dieser Standards und westlichen Unternehmen bestehe und der Westen immer dann die Augen vor eigenen Verstößen verschliesse, wenn es um hohe Handelsvolumen gehe. Es sei notwendig, die armen Länder schrittweise an diese Normen heranzuführen, da sie in der Tat unabdinglich seien, diese Länder jedoch sehr teuer zu stehen kämen und sie dem Westen gegenüber noch weniger wettbewerbsfähig zu machen drohten.

«Wir in der Dritten Welt wiederum sollten auch anerkennen, dass unsere Entwicklung letzten Endes in unsern



via Dolmetscher-Team (hier kurz vor dem Einsatz) ...



zum Zuhörer: hier der Entschuldungsexperte Bill Peters (siehe Leitartikel S. 3).

schaftlicher Entwicklung über die Rolle kleiner und mittlerer Unternehmen und der Verständigung zwischen der westlichen Welt und den neuen Wirtschaftsmärkten im Osten des Kontinents bis hin zur Beziehung zwischen der Wirtschaft und den verschiedenen ethnischen Bevölkerungsgruppen in den heutigen Städten.

Freude am Einstieg

Die ukrainische Wirtschaftshochschulabsolventin Anastasia Lunyk nahm am

«Rundtisch der Junioren» für junge Berufstätige teil und wirkte im Organisationsteam der Wirtschaftstagung mit. Sie rief die Tagungsteilnehmer dazu auf, sich nicht nur auf die Probleme zu fixieren: «Die Geschäftswelt bietet uns auch Gelegenheit, innerer Kreativität Ausdruck zu geben, das Potenzial von Mitarbeitenden zu entdecken und zu fördern sowie neue Lösungen zu finden. Sie ermöglicht uns auch, die Freude zu erleben, wenn es uns gelingt, die richtigen Aufgaben gut zu erledigen, und wenn wir unseren Beruf mit Begeisterung ausüben.»

eigenen Händen liegt. Wir sollten zugeben, dass eine schlechte und korrupte Politik die Hauptsache für fehlendes oder unzureichendes Wachstum ist», fuhr Gandhi fort. Seine Ausführungen schloss er mit den Worten: «Ich bin zuversichtlich, dass die Menschen fähig sind, auf die Stimme ihres Herzens zu hören.»

Drehscheibe für Wirtschaft und Gesellschaft

Eine Neuerung der diesjährigen Wirtschaftstagung war das eingangs erwähnte Forum über die Beziehungen zwischen Wirtschaft und ethnischen Bevölkerungsgruppen. Es wurde organisiert von Mitarbeitenden im Programm «Hoffnung in den Städten», über das wir schon wiederholt berichteten (siehe auch S. 4). In diesem Programm geht es um einen ehrlichen Dialog über Rassenfragen, Verantwortung und Versöhnung zwischen den Behörden und ethnischen Gruppen, der bereits in zwölf amerikanischen Grossstädten angelaufen ist.

Am Forum in Caux nahmen Wirtschaftsleute und politisch Verantwortliche teil, welche den sozialen Einsatz von

Unternehmen in ihren Städten gemeinsam mit den Behörden beleuchteten.

Städte: Wirtschaft kann mitgestalten

Der Niederländer Paul Nouwen, Generaldirektor des *Royal Dutch Touring Club* mit 3 Millionen Mitgliedern, unterstrich, während seiner Arbeit als Kontaktperson zwischen der Geschäftswelt und den Stadtbehörden sei ihm immer wieder aufgefallen, wie viele Immigranten äusserst begabt seien, aber diese Begabung nicht einbringen können, weil es für sie keine Arbeitsplätze gebe. Der Oberbürgermeister von Den Haag habe nun vor kurzem

ein Treffen mit den Geschäftsleuten der Stadt einberufen und sie gebeten, ihm bei der Arbeitsplatzsuche für ausländische Arbeitswillige und bei ihrer Schulung zu helfen. Nouwen, der als Vorsitzender der städtischen Arbeitsgruppe «Wirtschaft und Gemeinschaft» mit der Organisation beauftragt worden war, hatte die Geschäftsleute in vier Gruppen aufgeteilt und sie über ihr Zukunftsbild der Stadt befragt. Dies sei ein längerfristiges Projekt, in dem verschiedene gemeinsame Programme ausgearbeitet werden sollten, aber bereits jetzt habe man in kurzer Zeit für Hunderte von Marokkanern Schulungs- und Arbeitsplätze gefunden.

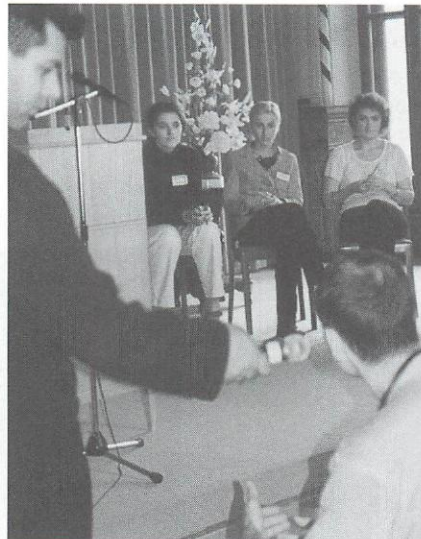
Lehrgang für Chefs

Ein Tagesbesucher und Journalist kommentierte unter anderem, die Anzahl jüngerer Menschen an der Wirtschaftskonferenz erstaune ihn sehr. In der Tat fand in diesen Tagen ein lebhafter Erfahrungs- und Ideenaustausch zwischen den Generationen statt.

Die vierundzwanzigjährige Andrea Cooper arbeitet bei der Firma Procter & Gamble, wo sie als nationale Prokuristin einen Geschäftsbereich von 30 Millionen £ mit einem Ausgaben-Etat von 3 Millionen verwaltet.

Wie die meisten Studierenden sei auch sie, als sie vor sechs Jahren ihr Wirtschaftstudium in Sheffield begonnen habe, von der Welt abgeschnitten und mit sich selber beschäftigt gewesen; sie habe in einer Art «Studenten-Glasglocke» gelebt.

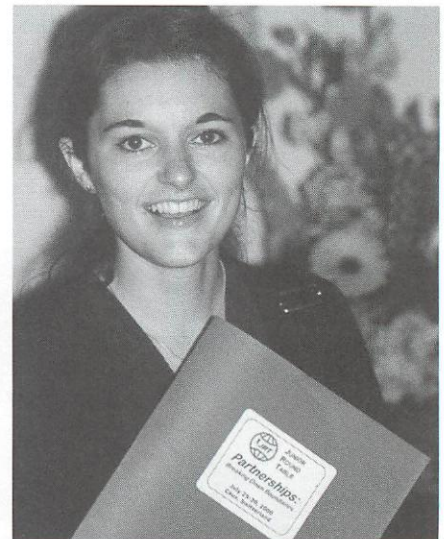
Das von einem früheren Caux-Scholar entworfene Programm *Students for Sheffield* habe sie dort herausgeholt, ihr ermöglicht, sich selber kennen zu lernen und sie zu einer «entschiedenen Persönlichkeit mit ethischen Prinzipien und realistischen Träumen» werden lassen. Sie habe genug Selbstvertrauen gewonnen, um sich für die erste Teilzeitstelle bei Procter & Gamble zu melden, und habe diese zu ihrer Freude und ihrem Erstaunen auch erhalten, bevor sie dann in ihre gegenwärtige Position befördert worden sei: «Mein Kollege hier, Kumar Raval, hatte zu meiner Studienzeit das Programm *Students for Sheffield* lanciert.



Das Publikum meldet sich zu Wort.

Es war ihm gelungen, lokale Persönlichkeiten aus Polizei, Wirtschaft, der Stadtbehörde und dem Freiwilligensektor zu gewinnen, unentgeltlich Zeit dafür einzusetzen, diese Studenten zu «schulen».

Andrea fährt weiter: «Mit vierzig andern Studenten erlebte ich ein erstaunliches Einführungswochenende, in dessen Verlauf wir unseren Argwohn gegenüber der Verantwortung verloren, uns selber verstehen und kennen lernten. Wir sahen, dass es jederzeit möglich ist, schlechte Gewohnheiten zu «entlernen», und dass wir die Werte, die wir uns für die Gesellschaft wünschen, selber täglich anwenden müssen und können. Als nächstes führten uns die Mitglieder der freiwilligen Kursleitung an sechs aufeinanderfolgenden Sonntagen in ihre Aufgabenbereiche ein.»



Die Jung-Managerin Andrea verdankt ihre Führungsfähigkeiten der Schulung im Programm *Students for Sheffield*.

Sie seien erstaunlich offen gewesen, hätten auch von ihren Schwächen und den Fehlern gesprochen, die sie in der Ausführung ihrer Aufgaben gemacht hatten.

Heute leitet Andrea im Nebenamt ein soziales Unterstützungsprojekt der Firma Procter & Gamble in der Stadt Harrogate. Es sei ihr gelungen, 75 lokale Personen und Organisationen zum freiwilligen Mitwirken am Projekt zu gewinnen. Dieses sei so rasch gewachsen und auf ein so positives Echo gestossen, dass der Generaldirektor von Procter & Gamble GB sie bei ihrer Rückkehr aus der Schweiz treffen wolle, um zu besprechen, wie ein entsprechendes Programm für die Firma auf nationaler Ebene entwickelt werden könne.

Virtuelle Entwicklung

Der belgische Informatiker Ward Vandewege ist begeistert von seinem Beruf; in seiner Freizeit beteiligt er sich zudem aktiv am Programm *Foundations for Freedom* (Grundlagen für die Freiheit) für jüngere Ost- und Westeuropäer, so neulich in Moldawien. In einem Kolloquium über «Quellen der Hoffnung» äusserte er sich in Caux zum Thema der Globalisierung und der individuellen Verantwortung:

Eine der erstaunlichen neueren Entwicklungen in der Herstellerbranche von Computer-Anwendungsprogrammen nennt sich «Programme mit offenem Quellencode» (*open-source software*).

Die Eigenschaften und Fähigkeiten eines solchen Programms werden in einer lesbaren Sprache geschrieben, die man Quellencode (*source code*) nennt. Bevor ein Programm bedient werden kann, muss es in die binäre Form umgeschrieben werden, die von der Maschine gelesen und ausgeführt werden kann, aber uns Menschen unverständlich bleibt. Den umgekehrten Weg zu beschreiten, also jenen vom Binär-code zum Quellencode, ist sehr mühsam.

Bis vor einigen Jahren wurden die meisten Computerprogramme in binärer Form verteilt und verkauft, wobei der Quellencode das bestgeschützte Geheimnis des Herstellers blieb. Der Versuch, den Quellencode aus der binären Anwendung wieder zu erlangen – das sogenannte *reverse-engineering* –, wurde in der Lizenzvereinbarung streng verboten, die man mit dem Öffnen der Packung automatisch einging.

Dann aber begannen einige Leute ihren Quellencode zusammen mit dem Binär-code ihrer Programme zu verteilen. Das bedeutet dasselbe, wie wenn eine Erfindung mit ihren Konstruktionsplänen jedermann zugänglich ist, auch zur Weiterentwicklung. Der Hauptgrund ist die Möglichkeit, dass andere Entwickler dank dem Quellencode allfällige Fehler beheben oder Verbesserungen anbringen können.

Weiterentwicklung erlaubt!

Linus Thorvalds, ein berühmter Förderer des offen zugänglichen Quellencodes, schilderte dieses Verfahren einmal so: «Vor genügend Augenpaaren wird jeder Käfer sichtbar» (*given enough eyeballs, all bugs are shallow*). Wenn also genügend Entwickler den Code studieren, werden sie schliesslich alle Probleme beseitigen können, und man wird über ein viel zuverlässigeres, fehlerfreies Produkt verfügen.

Programme mit offenen Quellencodes sind gewöhnlich mit einer Lizenzvereinbarung erhältlich. Es bestehen verschiedene Vereinbarungen; die berühmteste davon ist die sogenannte GPL, die offene GNU-Lizenz. Diese Vereinbarung erlaubt die Verwendung und Weiterentwicklung des Quellencodes, indem sie einerseits verbietet, diese Anwendung in eine andere mit geschütztem Quellencode einzubauen, und andererseits festlegt, dass für eine Weiterentwicklung keine Gebühren erhoben werden dürfen. Die Entwicklung soll also der *Gemeinschaft für den offenen Quellencode* zugute kommen.

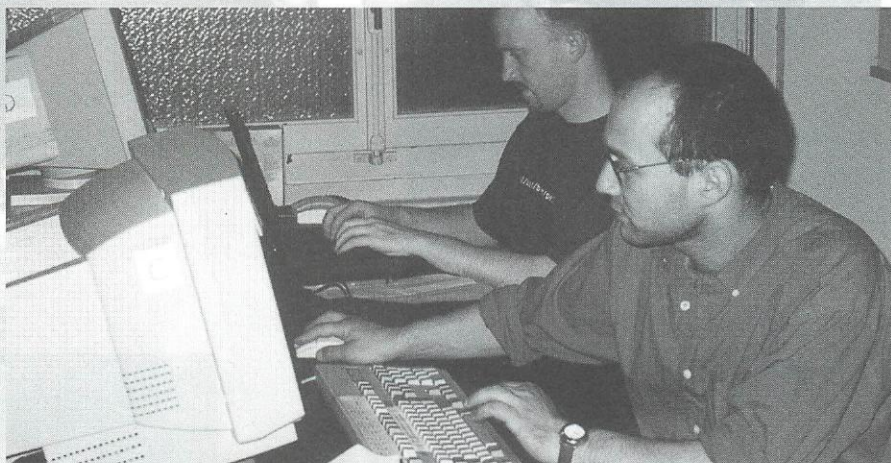
Dies hat viele ethische Konsequenzen. Fragen wie: «Wenn ich einen offenen

amt oder wollen ihre Leistung der Allgemeinheit zur Verfügung stellen.

Ein Computer, der nie abstürzt?

Eigentlich erleben wir eine Demokratisierung der Programmentwicklung. Sie bringt viele Vorteile mit sich: Die Entwicklung von Produkten verläuft schneller, weil Leute aus aller Welt daran beteiligt sind. Im Internet gibt es keine Hoheitsgrenzen. So können Menschen irgendwoher mit entwickeln, egal wo sie wohnen. Weil der Quellencode frei zugänglich ist, werden Entwicklungsfehler viel schneller behoben und ein fehlerfreies Produkt erreicht – stellen Sie sich einen Computer vor, der nie mehr abstürzt! Menschen werden durch ihre Computer weniger frustriert und können ihre Zeit mit Wichtigerem verbringen.

Diese Entwicklung ist wie ein grosser Bauplatz. Sie können sich auf einige «offene» Anwendungsprogramme gefasst machen, zum Beispiel Texterfassung oder



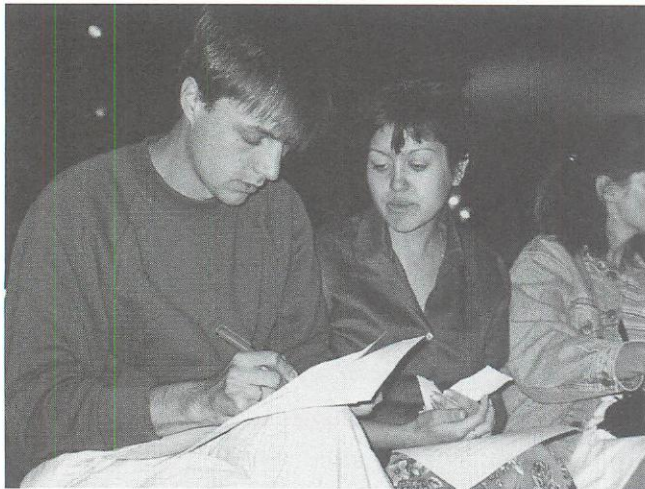
Ward Vandewege (hinten): begeisterter Informatiker.

Quellencode lese und einige seiner Konzepte auswendig lerne, darf ich dann daraus einen geschützten Code mit denselben Konzepten ableiten?» wurden schon recht intensiv debattiert.

Das Problem ist nun: Wie können Firmen ihr Geld mit «offenen» Programmen verdienen, wenn sie keine Lizenzgebühr erheben? Gefordert ist eine völlig neue Firmenpolitik, die ihre Hauptaufgabe in Serviceleistungen und im Unterhalt der «offenen» Programme sieht. Aber warum arbeiten denn einzelne Programmierer umsonst? Sie erbringen etwas im Ehren-

Tabellenkalkulation (...) In ein paar Jahren wird es wahrscheinlich Ihr ganzes Betriebssystem sein!

Das Beste am Ganzen ist schliesslich die gebührenfreie Lizenz – eine weitere Demokratisierung, weil auch Menschen mit sehr beschränkten Mitteln sie erlangen können. Die eine Schwelle bleibt: Sie müssen sich die Anwendung beschaffen, zum Beispiel mit einem Zugang zum Internet. Auch in Zukunft bleibt dies das grösste Problem: die Kluft zwischen jenen, die Zugang zur Technologie haben, und jenen, die ihn nicht haben.



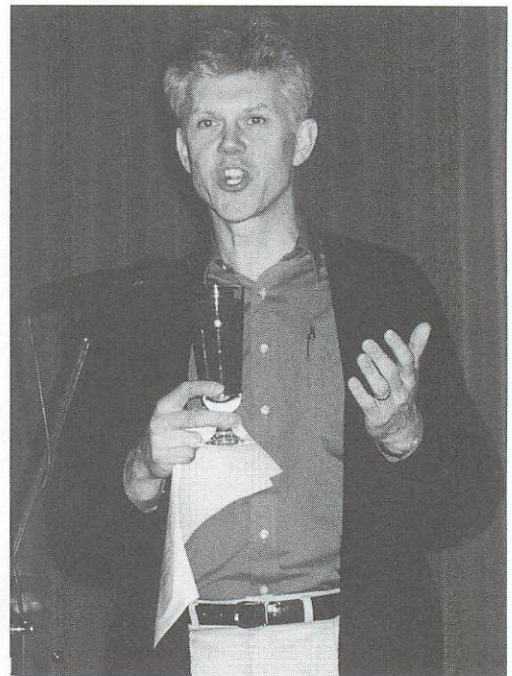
Ein Ehepaar aus der ukrainischen Delegation «kaut» am Fragebogen eines Seminars.

Grundlagen für die Freiheit in Ost und West:

Zum Auftakt des Sommers vom 8. bis 16. Juli wurden diese in Seminaren und Workshops, Plenarsitzungen und informellen Begegnungen diskutiert. Die Vorbereitungsarbeit hatten junge Moldawier und Ukrainer einerseits und in England Studierende andererseits geleistet und per E-Mail koordiniert. Die Dynamik in den Gesprächen ging vor allem auf die engagierten Beiträge der Teilnehmenden aus Mittel- und Osteuropa zurück. Sie kamen aus Bosnien, Kroatien, Polen, Russland, der Ukraine, Litauen, Moldawien und Kirgistan. Mit ihrem Wunsch, Fragen der Korruption, der Menschenrechte und anderes offen zu besprechen, stiessen sie bei ihren Altersgenossen aus dem Westen nicht immer auf ein befriedigendes Echo. Dies ging vermutlich auf den Graben zurück, der uns nach der jahrzehntelangen Abgrenzung trotz allem noch trennt. So war diese Woche ein weiterer Schritt auf dem Weg zu einem echten Dialog, der in den kommenden Jahren weitergeführt werden soll.



Die vietnamesische Marktforscherin Trinh Quynh Tram fand den Intensivkurs über die Grundlagen der Freiheit «interessant und hilfreich. Ich werde diese Ideen als Richtlinien in meiner Arbeit anwenden».



Edward Peters aus Oxford, einer der Initianten des Programms und des Konferenzabschnitts Foundations For Freedom, gibt den Teilnehmern aus Ost und West ermutigenden «Gedankenproviant» auf den Heimweg: «Ein chinesisches Sprichwort sagt: Wer Berge versetzt, fängt damit an, dass er einen kleinen Stein wegträgt.»



Zweisprachige Moderation des «bunten Abschlussabends» durch das moldawisch-französische Team Christina Cojocaru und Olivier Vissac.

Mut zu Toleranz und Gerechtigkeit

Kriege und Bürgerkriege verursachen nicht nur unermessliches Leid und grösste Menschenrechtsverletzungen, sie führen auch zur teilweisen, oft gar totalen Zerstörung demokratischer Systeme, manchmal zur Auflösung des Gefüges eines ganzen Landes. Wie können Wunden der Geschichte geheilt werden? Wie kann die Menschenwürde von Opfern und Tätern wiederhergestellt und zerstörtes Leben ganzer Gemeinschaften wieder aufgebaut werden?

Dass es dafür keine einfache Antwort und kein Patentrezept gibt, wussten die über 500 Teilnehmenden aus 68 Ländern an der diesjährigen «Agenda der Versöhnung» oft aus eigenem bitterem Erleben. Der Slogan auf der grossen Tafel, der hinter den Rednern hervorleuchtete: «Hoffnung bezeugen» – drückte denn auch eines ihrer grossen Anliegen aus.

Ein solches Zeichen der Hoffnung setzten völlig unerwartet in einer der ersten Vollversammlungen der Woche die Ausführungen eines ehemaligen Chefs der libanesischen christlichen Milizen. Zuerst beschrieb er seinen Werdegang: «Alles begann mit Vorurteilen und Angst. Der Hass kam erst später, während des Krieges, beim Anblick der Zerstörung, beim Tod von Freunden.» Bei Ausbruch der Kämpfe 1975 sei es für ihn normal gewesen, sich den christlichen Milizen anzuschliessen. «Nach einer Woche des Kämpfens, mit der eingetrichterten Ermahnung: «Jeder Libanese töte einen Palästinenser, sei dieser nun bewaffnet oder nicht», ging ich mit gutem Gewissen am Sonntag zur Kirche». In der dunkelsten Zeit der Auseinandersetzung sei er einigen Libanesen begegnet, die sich im Rahmen der Programme für Moralische Aufrüstung für den Dialog zwischen Muslimen und Christen einsetzten. «Dort begegnete ich Libanesen der andern Seite, Partnern, die innerlich so sind wie wir, mit ihren Träumen, ihren Hoffnungen, ihrem Leid. Und ich schloss Frieden mit ihnen. Allmählich ging mir auf, wie weit ich von Gott entfernt war.»

Er schrieb einen Entschuldigungsbrief, der in den libanesischen Medien veröffentlicht wurde (und über den wir in der Juniausgabe der Caux-Information berichteten). «Vor Gott oder einem Priester zu beichten ist eines; ich habe aber gemerkt, dass meine Entschuldigung jenen helfen kann, die Opfer waren.

Ich habe gelernt, dass alle gleich sind, dass wir die andern nicht nur annehmen, sondern auch ehren sollen und können. Dies bedeutete nicht nur, ihren Kampf um

gleiche Rechte anzunehmen, sondern auch ihnen zu helfen, ihr Ziel zu erreichen. Ich habe erkannt, wie kostbar ein menschliches Leben ist.»

Leute wie wir

Mitten im Applaus war ein anderer Libanese aufgesprungen, hatte Shaftari umarmt und versucht, ihm zu antworten. Erst am nächsten Morgen kam er zu Wort: «Ich stamme aus einer muslimischen Fa-

schen muslimischen Gruppe mitgemacht. Dort habe man ihnen beigebracht: «Wenn du irgendwo sicher treffen willst, stell dir einfach vor, du habest einen Christen im Visier!» Eines Tages habe er aber nicht schießen können, denn die alte Frau, die er durch sein Zielfernrohr sah, hätte ihn an seine Grossmutter erinnert und einer der beiden kleinen Jungen an ihrer Hand an seinen Vetter. «In diesem Moment», so Shihab, «sagte mir mein Gewissen, dass dies Leute sind wie wir. Nichts auf der Welt rechtfertigt die Blutbäder, die wir alle in Libanon erlebt haben.»

Afrika

Drei Tage später war die Plenarversammlung dem afrikanischen Kontinent gewidmet. Die nigerische Versammlungs-



Die Libanesen besprechen sich mit Rajmohan Gandhi.

milie. Ich habe Christen Leid zugefügt im Namen Gottes und des Jihad, des heiligen Krieges. Ich habe mitgeholfen, die christlichen Quartiere Beiruts mit Granatwerfern zu beschliessen.» Auch er wolle sich jetzt mit Shaftari für den Dialog einsetzen. In den Siebzigerjahren habe er seinerseits die Schulung einer extremisti-

leiterin berichtete, wie ihre Bekannte, die mit einer UNO-Organisation in Freetown, der Hauptstadt Sierra Leones, arbeitet, ihr die dortige Lage geschildert habe: «Stell dir vor, die Rebellenkämpfer, die in ein Dorf oder einen Stadtteil vordringen, fragen ihre Opfer mit zynischem Humor: «Tragen Sie lieber Kurz- oder Langarm-

Afrika: Bewohner der Region der Grossen Seen



hemden? Für welche Grösse sollen wir Sie amputieren?» – bevor sie es dann auch tatsächlich tun.»

Dann stellt sie die Dozentin Emma Kamara aus Freetown vor: Mutter von fünf Kindern und bis kurz vor den schlimmsten Kämpfen an einer Universität im Landesinnern tätig. Seit der Flucht vor den Rebellen vor fünf Jahren wohnt Emma Kamara nun in der Hauptstadt. Sie hatte mehr Glück als viele ihrer Nachbarinnen auf dem Lande, welche aus ihren Häusern vertrieben, vergewaltigt, gefoltert und zum Schluss umgebracht wurden. «1989 glaubten wir, der Friede sei möglich, als wir mit den Rebellen ein Friedensabkommen unterzeichnen konnten. So unterrichtete ich nun in der Stadt, und obwohl wir fast nichts hatten mitbringen können, ging es uns relativ gut. Aber dann wurden die Vorsteherin unserer Universitätsabteilung und ihr Mann im vergangenen Januar brutal umgebracht.» Als sie feststellte, wie sehr sie selber Glück gehabt hatte, mit dem Leben davonzukommen, beschloss Emma aus Dankbarkeit für dieses Verschontbleiben, sich für die Zukunft des Landes einzusetzen, indem sie sich um Kinder kümmert, die im Krieg Familienmitglieder verloren hatten, verletzt und vertrieben worden oder bereits selbst an den Kämpfen beteiligt gewesen waren. Weihnachten vor zwei Jahren startete

sie ein Programm, welches über 100 traumatisierten Kindern Beratung bietet, sie in Konfliktlösungs- und Verständigungsprogramme einführt, damit diese in Krieg aufgewachsenen Kinder überhaupt lernen können, in Zukunft in einer friedlichen Zivilgesellschaft zu leben.

Fidschi

Der melanesisch-stämmige Jone Davakula, ein ehemaliger Berater des früheren Premierministers von Fidschi, rief seine Landsleute zu mehr Toleranz und gegenseitigem Verständnis auf. Dem Autor des Coups vom 19. Mai warf er vor, seinem Volk einen überaus schlechten Dienst erwiesen zu haben: «Wir sind momentan für die Welt ein Volk von Intoleranz und Rassismus geworden.» Davakula war beeindruckt von der Begegnung in Caux mit Jugendlichen aus dem Balkan, die erzählten, wie sie selber in den letzten Jahren im Krieg Familienmitglieder verloren hätten, was sie in Caux gelernt und an Zukunftsplänen geschmiedet hätten. Er bat sie, nach Fidschi zu kommen. «Ich möchte, dass Sie zu unsern jungen Menschen sprechen. Wir haben etwas gelernt, nämlich, dass die verfassungsmässige Demokratie, die wir errichten wollen, auf die Traditionen unseres Volkes: gegenseitige Toleranz, Verständigung und Respekt aufgebaut werden muss, wenn sie auf die Dauer funktionieren soll.»

Dreissig Afrikaner besprachen in einer Sondersitzung, wie sie versuchen, in ihren Ländern eine zivile Gesellschaft aufzubauen. Unter ihnen waren Kongolesen, eine Anzahl geflüchteter Intellektueller und mehrere Ruander und Burunder, die nur zaghafte eingewilligt hatten, teilzunehmen, weil sie Anschuldigungen und Zurechtweisungen befürchteten.

Es ging jedoch nicht um Anklagen, wie einer der Kongolesen einleitend sagte: «Wir liessen unsere Nachbarn allzu lange unbeachtet und interessierten uns erst für sie, als sie in unser Land einbrachen. Heute sind wir alle verletzt, sie durch die Massaker und wir durch die Invasion unseres Landes.» Nach einer Schweigeminute zum Gedächtnis an die Opfer der Konflikte, welche in den letzten Monaten die Region der grossen Seen zerrissen hatte, forderte einer der Teilnehmer die Anwesenden auf, aus der nationalistischen Logik auszubrechen und an das Wohl der ganzen Region zu denken. Hauptresultat des Tages ist bestimmt das persönliche Vertrauen, welches zwischen Menschen entstanden ist, deren Länder sich im Krieg gegenüberstehen. «Die Moralische Aufrüstung löst nicht die Probleme, sondern sie hilft mit, eine Atmosphäre zu schaffen und neue Elemente in die Überlegungen einzubringen, welche es den Betroffenen ermöglichen, an Lösungen zu arbeiten.»

Und wir?

Mir fiel die respektvolle Art auf, in der sich Menschen aus völlig gegensätzlichen Lagern begegneten und nicht nur bereit waren, auf Vorurteile zu verzichten, sondern sich auch richtig bemühten, die Situation des anderen zu verstehen. Als Schweizerin kam ich nicht umhin, mir die Frage zu stellen: Was war nun hier für die Betroffenen auf beiden Seiten lebenswichtig, das «Rechthaben», wie dies hierzulande so oft der Fall ist – zu beweisen, wo wir oder unsere Seite recht haben oder hatten, oder zumindest, wo «die andern» noch schlimmer waren als wir? Oder ist es dieses einfache Offensein, das Zynismus und Hoffnungslosigkeit schmelzen lässt, Antipathie und Vorurteile durchbricht, und dank dem Versöhnung möglich wird?

Weiter gab mir auch die bestimmte, aber diskret formulierte Herausforderung der bereits erwähnten afrikanischen Versammlungsleiterin zu denken: «Ich persönlich und wir alle hier aus Afrika sind sehr vielen von Ihnen, die unserem Kontinent helfen – immer wieder –, äusserst

dankbar, auch wenn dies selten öffentlich ausgedrückt wird. Ich möchte Sie aber dennoch in aller Demut aufrufen, weiter herumschauen, herauszufinden, welches wirklich die Politik Ihres Landes gegenüber Afrika ist. Fragen Sie nach, was tatsächlich geschieht. Zum Beispiel mit

dem Waffenverkauf: verkauft Ihr Land direkt oder indirekt Waffen an Konfliktregionen? Wie steht es mit dem illegalen Diamantenhandel, der auch wieder ganz direkt diese Kriege verlängert? Könnte Ihr Land mehr unternehmen, um das Leid in einigen dieser Länder zu lindern?

Könnte mehr getan werden, um diese Konflikte zu vermeiden?» Sie schloss mit dem leidenschaftlichen Appell: «Lasst uns das Unzulässige nicht länger dulden!»

Marianne Spreng

Die Kraft der Vergebung

Auf einer Podiumsveranstaltung zum Thema *Die Wunden der Geschichte heilen – Widersacher versöhnen* sprachen drei Fachleute und Vertreter von Judentum, Islam und Christentum über das gegenseitige Verständnis und die unterschiedlichen Auffassungen vom Begriff Versöhnung, vor dem Hintergrund der ihnen gemeinsamen abrahamischen Tradition: Rabbi Marc Gopin, USA, Professor Mustafa Abu Sway, Jerusalem, und Dr. Geiko Müller-Fahrenholz, evangelischer Theologe aus Deutschland.

Rabbi Marc Gopin, Autor eines kürzlich bei der *Oxford University Press* erschienenen Buches und Dozent für Konfliktlösung in Massachusetts, betonte: «Die Religionsgemeinschaften, die wir hier vertreten, haben unterschiedliche Erwartungen. Auf dem Weg zu einer immer stärker globalisierten Gesellschaft benötigen wir ein vielschichtigeres Verständnis des Begriffs Vergebung.

Andernfalls richten wir mit unsern Friedensbemühungen nur noch mehr Schaden an.» Darüber hinaus sei es wichtig, so Gopin, die wahre Bedeutung von Gesten und Handlungen zu begreifen. Häufig übersähen wir die Bitten um Entschuldigung von Menschen, weil sie nicht in Worte gefasst seien: «Ich brauchte zwanzig Jahre, um dies in der Beziehung zu meinem Vater zu erkennen.» Dann habe er es gelernt und ihn und seine in kleinen fürsorglichen Gesten ausgedrückte Bitte um Verzeihung verstanden.

Anschließend richtete sich Gopin mit bewegenden Worten an den Ältesten der im Saal anwesenden Palästinenser: «Ich bedaure, dass es so lange gedauert hat, bis ich sagen konnte, was gesagt werden musste, zu tun, was getan werden musste. Ich bete, dass es noch nicht zu spät sei. Und ich werde alles tun, um mich überall dort zu entschuldigen, wo es noch notwendig ist. Unsere beiden Völker können gegenseitig um Vergebung bitten, in Würde, Haus an Haus leben, sogar als gute Nachbarn.»

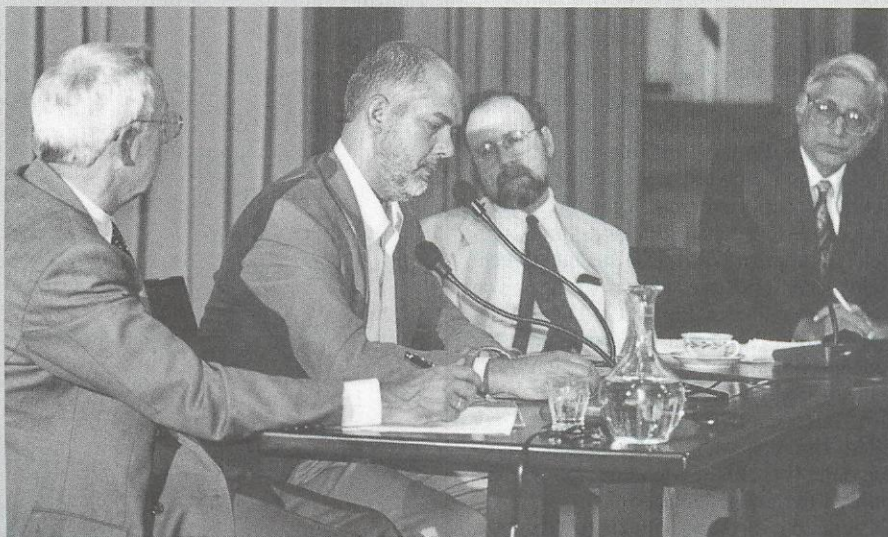
Konsequent sein

Unter Bezug auf das Thema der Tagung, *Wunden der Geschichte heilen*, erklärte Mustafa Abu Sway, Professor an der AlQuds Universität in Jerusalem: «Wenn es nur darum ginge! Für uns müssen nicht nur die Wunden der Vergangenheit, sondern vor allem auch die Wunden der Gegenwart geheilt werden.» Er sprach die Enteignung palästinensischen Bodens durch die Israeli und die Zerstörung von Häusern in den besetzten Gebieten an. «Das palästinensische Volk», fuhr er fort, «braucht Gerechtigkeit. Das Schlimmste ist, dass die Palästinenser nicht als Menschen behandelt werden. Gerechtigkeit ist eine Voraussetzung für Versöhnung. Es geht hier nicht um ein Problem zwischen Judentum und Islam. Je tiefer der Glaube, desto näher die Versöhnung.»

Der dritte Sprecher, Dr. Geiko Müller-Fahrenholz, erwähnte das Beispiel einer Gruppe ehemaliger deutscher Soldaten, die er anlässlich der Einweihung eines von ihnen finanzierten Rehabilitationszentrums für Opfer der Katastrophe von Tschernobyl nach Weissrussland begleitet hatte. Sie wollten dort einen Beitrag zur Wiedergutmachung leisten, wo sie als junge Wehrmänner gedient hatten, und sich für das von deutscher Seite im Zweiten Weltkrieg in Weissrussland begangene Unrecht entschuldigen. Man müsse als ersten Schritt das Böse beim Namen nennen, meinte Müller-Fahrenholz, und weiter: «Obwohl Fehler der Vergangenheit nicht ausgelöscht werden können, wird die Vergebung ihre Ansteckungsgefahr auslösen. (...) Der Schritt der Vergebung bedeutet, bis ins Letzte konsequent in unserer Menschlichkeit zu sein.»

In den Alltag übertragen

Zu weiteren, teilweise unerwarteten, manchmal emotional geladenen Begegnungen führten die drei Nachmittagsseminare, die sich unter dem Titel: *Europa – Mittelmeerstaaten: ein jüdisch-christlich-muslimischer Dialog* den gleichen Themen auf Alltagsebene widmeten.



Auf dem Podium vom 15. August (von links): Geiko Müller-Fahrenholz (evang. Theologe), Mustafa Abu Sway (Islamistik-Professor), Marc Gopin (Rabbiner) und der Moderator, Rajmohan Gandhi (indischer Historiker).

Langer und heikler Prozess

Sir Michael Somare ist als Regierungsmitglied von Papua-Neuguinea Minister für Angelegenheiten der Insel Bougainville. Zwischen 1989 und 1997 hatten die Sezessionskämpfe gegen Papua-Neuguinea auf der an Kupfer und andern Bodenschätzen reichen Insel Bougainville an die zwanzigtausend Opfer gefordert.

In Caux beschrieb Somare, der 1975 erster Ministerpräsident des unabhängigen Papua-Neuguinea wurde, den langen und heiklen Verhandlungsprozess, der zur Normalisierung der Lage geführt habe.

«Heute sind wir auf dem Weg zum Frieden schon recht weit, aber wir sind dort noch nicht ganz angekommen. Die persönlichen Aspekte der Versöhnung müssen auf religiösem, geistigem, juristischem und sozialem Gebiet noch ausgearbeitet werden. Die Verhandlungen sollten am 29. August weitergeführt werden, und wir hoffen, dass wir bis zum 16. September, dem 25. Jahrestag der Unabhängigkeit von Papua-Neuguinea, eine für alle Seiten gerechte Lösung gefunden haben werden, die auch den Bewohnern der Insel Bougainville einen befriedigenden Status einräumt...»



Sir Michael Somare von Papua-Neuguinea mit Niketu Iralu, Nagaland, Indien (l.), und Jone Davakula, Fidschi (r.).

Aus reicher Erfahrung

Der japanische Abgeordnete Tsutomu Hata, Generalsekretär der demokratischen Partei Japans, erstaunte die Anwesenden am Eröffnungsabend. Vor einem internationalen Publikum, in dem sich auch der ehemalige koreanische Botschafter in Japan, Kim Taezhee, und mehrere seiner Landsleute befanden, begann Hata direkt mit einer Bitte um Verzeihung: «Ich gestehe ein, dass der Hauptgrund für die leidige Lage, in der sich diese Halbinsel heute befindet, auf eine Intervention Japans im Zweiten Weltkrieg zurückzuführen ist. Dafür möchte ich aus tiefstem Herzen um Verzeihung bitten. Ich werde mich dafür einsetzen, dass Japan die Bemühungen um eine Wiedervereinigung Koreas unterstützt.»

Toleranz, Gerechtigkeit und Versöhnung seien Schlüsselworte für diese Tage der *Agenda für Versöhnung*, meinte Cornelio Sommaruga, Präsident der Stiftung für Moralische Aufrüstung, in seiner Begrüssungsansprache.

Was bedeutet Toleranz?

Sommaruga fuhr fort: «Wir sind hierher gekommen, um Hoffnung zu bezeugen. Damit wir dies tun können, müssen wir, wie wir uns hier in Caux darum bemühen, überall das Prinzip der Toleranz ernsthaft umsetzen. Es bedarf der Toleranz, wenn Wunden der Geschichte geheilt werden sollen; wir brauchen Toleranz, um vergeben zu können. (...) Das bedeutet nicht Schwäche, sondern es ist der Ausdruck von Grossmut und viel Tapferkeit. Diese Toleranz kommt darin zum Ausdruck, dass wir jenen zuhören, die wir ursprünglich hassten, im Bemühen, sie zu verstehen – auch ihre Taten, die wir verabscheuen; und vor allem bedeutet wahre Toleranz einen Dialog ohne vorgefasste Meinung. Ich wiederhole: Toleranz bedeutet Mut.»

Jene, die die Kraft finden zu vergeben, verdienen unseren Respekt, jene, die dazu noch nicht bereit sind, verdienen unser Verständnis.»

Winter in CAUX

26. Dezember 2000, 18.00 Uhr
bis 2. Januar 2001, 10.00 Uhr

**hören –
eine Entdeckungsreise
entspannt miteinander
im Familienkreis**

Hören: wer kann das schon richtig? aufeinander hören, seine Umwelt hören, in sich hineinhören, Gott hören...

Gibt es in unserm privaten oder beruflichen Leben nicht vieles, was nach stillem Besinnen oder Verarbeiten ruft? Und gibt es nicht Dinge, die wir einfach überhören? Oder Entscheidungen, die im ruhigen Horchen getroffen werden sollten?

Wie finden wir unsern Weg in einer Welt voller Dezibel und aggressiver Bilder? ...

Programm und Anmeldeformular können bei unsern Adressen oder auf www.caux.ch/ bezogen werden.

Die Sommerkonferenzen Caux 2001

Folgende Daten sind vorgesehen:

5. – 13. Juli:

Verantwortung entwickeln,
Führungsqualitäten fördern

14. – 19. Juli:

Foren für *Mensch & Wirtschaft*

22. – 29. Juli:

Ziele und Werte für das
neue Jahrhundert

31. Juli – 5. August:

Agenda für Versöhnung

8. – 12. August:

Leben – Glaube – Gemeinschaft

14. – 19. August:

Agenda für verantwortungsbewussten Umgang

Das definitive Programm wird im Laufe des Herbstes erscheinen.

Unter dem Titel...

... «Débat africain»

einer Sendereihe von *Radio France International*, nahmen Journalisten dieses Senders während der letzten Konferenzwoche in Caux Interviews in arabischer, englischer und französischer Sprache auf. Der Besuch dieser Medienschaffenden war eine Folge des Europabesuchs, den drei afrikanische Persönlichkeiten im Mai dieses Jahres im Rahmen der MRA-Initiative *Agenda für Versöhnung* unternehmen hatten.



...«Architektonische Schätze»

brachte die grosse Lausanner Tageszeitung *Le Matin* in ihrer Ausgabe vom 3. September eine Vorschau zu den siebten Europäischen Tagen des (architektonischen) Erbes des 20. Jahrhunderts. Die Zeitung verwendete ein Bild des ehemaligen Caux-Palace-Hotels, um die insgesamt zehn Objekte verschiedener Stilrich-

tungen – beispielsweise auch die von Le Corbusier erbaute *Villa Le Lac* in Corseaux – vorzustellen, die am folgenden Wochenende des 9.-10. September dem Publikum des Kantons Waadt offen stehen würden. In einer regionalen Nachrichtensendung hatte das Fernsehen der Französischen Schweiz (TSR) zum selben Thema ebenfalls Caux herausgehoben.

Die Organisatoren dieser Besuche hatten mit etwa 500 Personen je Tag gerechnet. Insgesamt wurden an den zwei Tagen in Caux 3000 Besucher gezählt, wobei die Gruppen manchmal auf mehr als das Doppelte anschwellen und ihre Frequenz um das Sechsfache zunahm. Die neun freiwilligen Empfangspersonen, unter ihnen die Archivarin der Stadt Montreux, standen pausenlos im Einsatz. Das Dorf war randvoll mit Menschen und Fahrzeugen.

Die Empfangspersonen berichteten von intensiven Gesprächen auf den Rundgängen im *Mountain House*; so erfuhren sie von den Besuchenden z.B. Neuigkeiten oder Anekdoten aus der Vergangenheit des Hauses.

ABS/cbs/changer

**Unser Herbstangebot:
Konferenzbericht kostenlos
für Ihre Freunde und Bekannten**

Herr/Frau _____

Vorname _____

Strasse/Nr. _____

Land (abgek.) PLZ _____

Ortsname _____

Herr/Frau _____

Vorname _____

Strasse/Nr. _____

Land (abgek.) PLZ _____

Ortsname _____

Herr/Frau _____

Vorname _____

Strasse/Nr. _____

Land (abgek.) PLZ _____

Ortsname _____

*Für weitere Adressfelder und Adresse
des Auftraggebers: bitte wenden!*

AUF SPENDEN ANGEWIESEN

Möchten Sie mitmachen?

Zur Erfüllung ihrer Aufgaben ist die Stiftung für Moralische Aufrüstung jedes Jahr auf freiwillige Konferenzbeiträge und Spenden angewiesen. Auch die Leserinnen und Leser sind herzlich eingeladen, dieses Werk finanziell zu unterstützen. In folgenden drei Bereichen finden Sie die aktuellen Spendenziele:

1. Spendenaktion 2000:

Die noch bis Ende dieses Jahres laufende Aktion hat bis Ende August Fr. 27 296.10 ergeben. Sie ermöglicht die Teilnahme Erwachsener, junger Erwachsener und Jugendlicher (z. B. aus Krisenregionen), denen die Mittel für einen Aufenthalt in der Schweiz fehlen, an der Sommer- oder Winterkonferenz. Mit einem Beitrag von Fr. 85.– decken Sie den Tagesaufenthalt eines Konferenzteilnehmers in Caux, mit einer Spende von Fr. 500.– die Teilnahme an einer sechstägigen Session.

2. Spenden und Legate zu Gunsten des Caux-Erneuerungsfonds

Im bald hundertjährigen *Mountain House* sind grössere Erneuerungs- und

Sanierungsarbeiten notwendig. Auch muss die Infrastruktur des Konferenzentrums laufend erneuert werden. Die Vermietung des Hauses ausserhalb der Konferenzzeiten hilft mit, aber zusätzlich bedarf es wesentlicher Spendenbeträge.

3. Allgemeine Spenden

Obwohl ein Grossteil der MRA-Tätigkeiten durch Freiwillige geleistet wird, fallen für alles übrige, z.B. Reisespesen, PR-Aktionen, Verwaltung, regelmässig Kosten an.

Spenden mit dem entsprechenden Vermerk sind zu richten an:

Stiftung für Moralische Aufrüstung
6002 Luzern

– Postfinance 60-12000-4 Luzern

– CREDIT SUISSE, Luzern
CHF-Konto Nr. 0228-249270-61-5
Euro-Konto Nr. 0228-249270-62-3
Swift Code CRESCHZZ60A

BESTELLUNG

___ Ex. Konferenzbericht CI.Nr. 8-10/00

Jahresabonnement CAUX-Information

- Schweiz CHF 32.–
- Deutschland DEM 32.–
- Übrige Länder CHF 37.–
- Luftpost CHF 41.–
- Studenten, Lehrlinge CHF 24.–

Zutreffendes bitte ankreuzen und Ihre vollständige Anschrift auf der Rückseite vermerken

Broschüren & Bücher

- ___ Ex. F.B. Philosophie der Versöhnung
- ___ Ex. Den besten Kurs steuern
- ___ Ex. Turnier: Zuhören können
- ___ Ex. Der vergessene Faktor
- ___ Ex. Kind des Zufalls

Datum: _____

Unterschrift: _____

Herr/Frau _____
 Vorname _____
 Strasse/Nr. _____
 Land (abgek.) PLZ _____
 Ortsname _____

Herr/Frau _____
 Vorname _____
 Strasse/Nr. _____
 Land (abgek.) PLZ _____
 Ortsname _____

Herr/Frau _____
 Vorname _____
 Strasse/Nr. _____
 Land (abgek.) PLZ _____
 Ortsname _____

UNSER HERBSTANGEBOT 8-10/00

Luzern, im Oktober 2000

Liebe Leserin, lieber Leser,

Es ist die Zeit der fallenden Blätter. Das Blatt in Ihrer Hand soll jedoch noch nicht auf dem Kompost landen! Wir laden Sie herzlich ein, an unserer Gratisaktion teilzunehmen.

Ohne viel Aufwand können Sie Ihren Bekannten und Freunden etwas von dem weitergeben, was Sie an der Caux-Information schätzen.

• *Trennen Sie nebenstehende Spalte ab. Tragen Sie Namen und Adressen Ihrer Bekannten ein, die diesen Konferenzbericht kostenlos erhalten sollen.*

• *Bitte senden Sie uns diese Liste bis spätestens zum 30. Oktober – und vergessen Sie nicht, Ihren eigenen Namen samt Adresse einzutragen!*

Wir freuen uns darauf, Ihren Freunden und Bekannten dieses Angebot in Ihrem Namen machen zu dürfen.

Mit freundlichen Grüssen

Ihr C.I.-Team

Weitere Exemplare dieser Ausgabe

pro Exemplar: CHF 4.50 (plus Porto)
 ab 5 Ex.: CHF 3.50 (plus Porto)

Sind Sie schon abonniert?
 Die CAUX-INFORMATION
 im Jahresabonnement

Schweiz: CHF 32.–
Deutschland: DEM 42.–
übrige Länder: CHF 37.–
Luftpost: CHF 41.–
Studenten, Lehrlinge: CHF 24.–

LESESTOFF

Zur weiteren Information

Eine Broschüre:

Pierre Spoerri
Frank Buchman und seine
Philosophie der Versöhnung

Agenda der Versöhnung 1999
 16 Seiten A5 mit Glanzumschlag
 CHF 5.– (Versandkosten inbegriffen)

Eine Unterlage zum Gruppengespräch
 oder zum Selbststudium:

Den besten Kurs steuern

Texte zum Nachdenken aus
 der christlichen, jüdischen
 und muslimischen Tradition

Sonderausgabe CAUX-Information 1999,
 16 Seiten A4, illustriert
 CHF 4.– / DEM 5.–
 (ab 10 Ex.: 20% Rabatt)

DIE BÜCHERECKE:

Paul Tournier

ZUHÖREN KÖNNEN

«Die Menschen sind einsam beim Suchen nach dem Wesentlichen und nach dem persönlichen Kontakt», meint der Genfer Arzt und Psychotherapeut, dessen lebenslange Praxis des Zuhörens in diesem seinem letzten Werk ihren Niederschlag findet.
Neuaufgabe 1998
 Caux Verlag, CHF 26.–

Jacques Henry

KIND DES ZUFALLS

Ein Leben, das unter denkbar schwierigsten Umständen beginnt und eine unerwartete Bestimmung findet: vom kleinen Waadtländer Dorf via Caux nach Indien und wieder zurück in die Schweiz. – Als die Krebsdiagnose gestellt wird, rebelliert der Autor. Dann gewinnt sein in Jahren der Prüfung gewachsener Glaube die Oberhand. Er staunt über all das, was ihm Gott mitten in der Krankheit schenkt, und teilt es grosszügig mit den Menschen um sich herum.
 Mit fünf Farbfotos aus der Kamera des Autors.
Caux Verlag 1996, 96 S., CHF 22.–

Garth Lean

DER VERGESSENE FAKTOR – Vom Leben und Wirken Frank Buchmans

Diese umfassende, sorgfältig dokumentierte Biographie vermittelt das Porträt einer einmaligen und kontroversen Persönlichkeit, aber auch einen Blick hinter die Kulissen der Ereignisse, welche unser Jahrhundert prägten.
Brendow Verlag 1991, 476 Seiten,
 CHF 32.80 / DEM 34.– / AUS 265.–

Unsere Bestelladressen:

Caux-Information
 Postfach 4419
 CH-6002 Luzern

MRA-Bücherdienst
 Hubert Eggemann
 Obere Goethestrasse 102
 D-45964 Gladbeck

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso			
Abgereist Parti Partito	Adresse ungentügend insuffisante indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	Annahme verweigert Refusé Respinto
			Gestorben Décédé Decesso

8-10/00

CAUX
 Information

AZB
 6002 Luzern 2
 PP/Journal
 CH-6002 Luzern